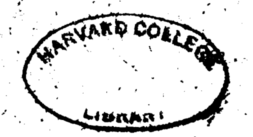


Anmerkungen zum Text des Lebens.

Von

W. Münch.


HARVARD COLLEGE
LIBRARY



Mary Anne Burr
von Herrn u. Frau Falkenthal —

Anmerkungen

zum

Text des Lebens.



Anmerkungen

zum

Text des Lebens.

Von

Wilhelm Münch.

Zugleich zweite (verdoppelte) Auflage der
„Tagebuchblätter“ des Verfassers.



Berlin 1896.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Zum Titel.

Anmerkungen setzen einen Text voraus, der gehaltvoll ist und nicht immer ganz leicht verständlich. Und dazu einen Verfasser, der den Text wohl durchdacht hat. Sie können aufdringlich sein, geschwätzig, matt und verstimmend, und die Zahl der Leser ist groß, welche ihr gutes Buch lieber mit eigenem Sinn lesen wollen und die Begleitbemerkungen am Fuß der Seiten oder am Schluß der Kapitel keines Einblicks würdigen. Wo man die Anmerkungen als eine Sammlung für sich darbietet, ist jeder um so freier, sich um sie zu kümmern oder nicht.

Diesen Vorteil jedenfalls bieten die folgenden Anmerkungen *zum Text des Lebens*. Ob sie diesen Text, der ja vor allen Augen aufgeschlagen liegt, wirklich hie und da besser verstehen lehren,



oder ob sie mehr zu den aufdringlichen und leeren zu rechnen sind, muß sich zeigen. Aber noch einen Vorteil haben sie ohne Zweifel: daß der Buchtext, dem sie dienen wollen, wirklich gehaltvoll und reich ist und auch vieldeutig genug.

Inhalt.

Kultur, Gesellschaft, Stände und Völker.





Inhalt.






Natur und Seelenleben.



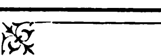

*Zweierlei Passagiere.

Die Menschen gleichen, wie sie den Strom des Lebens befahren, den Passagieren eines Flußdampfers, von denen einige alsbald sich einen Platz am Vorderteil des Schiffes sichern, während andern der Raum am hinteren Ende zusagt. Und so sehen die einen stets die kommende Landschaft, alles Einzelne durch den Duft der Ferne verschönt, jedes Neue voll Reiz, voll freundlichen Geheimnisses, heitere Erwartung weckend; und wenn es, näher kommend, solchen Zauber verliert, so weilt das Auge schon wieder in der verheißungsvollen Ferne, um von ihr erfreut zu werden. Jene andern aber sehen die Bilder einer nahen Wirklichkeit einander ablösen, und erst wie sie allmählich in die Ferne entrückt werden, gewinnen dieselben Duft und Schöne, und auch sie geben Freude, aber eine stillere, der die Wehmut

---

Mit * sind die in den „Tagebuchblättern" nicht enthaltenen Stücke bezeichnet.



nicht fremd ist. Im Leben aber nennt man jene Passagiere vom Vorderdeck sanguinische Naturen und diese andern melancholische.

* Wechselnde Luftperspektive.

Mit der Erinnerung an Vergangenes ist es wie mit dem Ausblick in die Landschaft: zuweilen erscheint uns das fern Gewordene wieder so wunderbar nahe, es steht so groß und lebendig vor unserm Auge, als ob wir's jetzt eben erlebten, und zu andern Zeiten liegt es doch weit im Hintergrund, in blassen Farben, so daß es kaum vorhanden scheint. Je nachdem die Luft beschaffen ist, sind die fernen Berge dunkelblau und die Häuser davor glänzend weiß und alles in warmen Farben — oder in fahlem Grau kaum zu gewahren. Und je nachdem Luft und Licht in uns sind, wechseln die Erinnerungen Farbe und Größe und Nähe.

* Die Glocken der Ferne.

Nicht in der Nähe ist der Ton der Glocken am schönsten; da werden zu viel Nebentöne hörbar, da wird das Ohr zu stark erschüttert. So sind auch die Stunden seelischen Glückes nicht von so reiner





Schönheit, wenn sie da sind; sie können da nicht ganz Glück sein, auch da fehlen die Nebentöne niemals, und das Innere ist nicht still genug. Erst in der Ferne sind sie schön wie Glockenklang und wecken wie dieser eine feierliche Sehnsucht, ein stilles, tiefes Mitschwingen der Seele, die nun ganz frei ist.

Verklärende Ferne.

Wie die Berge mit all ihrem rauhen, zerklüfteten Gestein aus der Ferne dem Auge gleichmäßige, schön tiefblaue Flächen darbieten, und wie über Leben und Gestalten weit vergangener Zeiten das verklärende Gewand des poetischen Mythus liegt, und wie wertvolle Menschen, wenn sie mit ihrem warmen wirklichen — doch immer ungleichen, nicht stets erfreuenden, zu Zeiten auch wohl verstimmenden — Leben von uns getrennt sind, nun für die Nachempfindung klare, große, duftige Gestalt gewinnen: das ist in drei verschiedenen Sphären die gleichartige Erscheinung.

Riesengröße.

Erst in den wechselnden Schleiern von Nebel und Licht erscheinen die Bergriesen recht in ihrer Größe, bald nahe bis zum Unheimlichen und bald



in eine jenseitige Strahlenwelt entrückt — und in alledem ist es mit ihnen wie mit großen Menschen, zu denen wir in Beziehung treten.

Verschiedene Fahrt.

Stolz und rasch, in fester Richtung durchschneidet das stattliche Dampfboot die Wogen des Sees, die hinter ihm laut und lauter murmeln und immer breiter aufwallen — ein Bild des genialen Geistes unter den Menschen, seines Weges und seiner Wirkung. Und abseits ziehen stille Kähne durchs kaum bewegte Wasser und deuten auf ein Dasein ohne Größe, aber voll schönen Friedens.

Hoheit und Natürlichkeit.

Mit den strahlenden Schneehäuptern und azurnem Gletschereis überragen die Riesenkörper des Hochgebirgs die Unzahl der umgebenden Höhen; man erblickt mit geheimer Ehrfurcht aus der Ferne die Träger der wohlbekannten Namen; nur den Kühnsten und Ausdauerndsten gestatten sie — und nur um den Preis schwerer Mühsal — vertraulichere Bekanntschaft. Und auf ihrem Fuße darf doch dasselbe freundliche Grün sich entfalten, das die Ebenen



und die geringeren Höhen kleidet; schlanke Bäumlein haben sich dort angesiedelt und sehen so unbefangen aus, als ob sie gar nichts mit einem weltberühmten Namen zu thun hätten, und zarte Blumen blühen an den Abhängen bis weit hinauf — wie um zu zeigen, daß auch das stolzeste Leben den Reiz der kleinen Freuden und die Verbindung mit dem ewig Natürlichen nicht entbehren möge.

*Astronomie der Seelen.

Was im weiten Himmelsraum kreist, und was auf engem Erdenrund sich drängt und ablöst, es ist einander nicht in allen Stücken unähnlich. Man könnte eine Art von Astronomie auch der menschlichen Individuen aufstellen. Auch da giebt es Centralwesen, um welche sich andere bewegen; auch da haben etliche eigenes Licht und andere nur geborgtes; auch da sind einige wirklich festen Körpern gleich, und andre — die auch Sterne oder doch Individuen scheinen — im Grunde nur ein Haufe lose umeinander wirbelnder Bestandteile, aus denen ein echtes Ich vielleicht noch werden kann, oder auch nicht wird; und einige andere endlich, in sich sehr ungefestigt, wandeln eine weite, freie, irre Bahn. All diese Ähnlichkeit mag oft gefühlt und auch ausge-



sprochen worden sein. Ich möchte einen Gedanken hinzufügen.

Was von dem eigenen Lichte gesagt wurde und von dem geborgten, gilt nicht bloß von geistigen Eigenschaften, sondern auch von denen des Herzens. Es giebt Menschen von innerster Herzensechtheit und Fülle, die — weit entfernt, den Unterschied zwischen ihrem Reichtum und der Armut der andern zu empfinden — im Gegenteil auch bei ihrer Umgebung überall Edles und Gutes finden und loben. Diese wissen nicht, daß sie selbst Sonnen sind, von deren Licht die an sich Lichtlosen im Umkreis mit beschienen werden, so daß sie auch ihrerseits nun Licht ausstrahlen.

*Stoffe und Seelen.

Gewisse Kleiderstoffe „schmutzen nicht", d. h. sie lassen geringe Unreinheit nicht gewahren, sie bringen der unreinen Umgebung genug Rauheit in Gewebe und Derbheit in Farbe entgegen. Andere giebt es, an denen Staub und Fasern nicht hängen bleiben, weil sie selbst zu fein und glatt sind, so daß alles Unreine, das die Luft füllt, abgleitet und vorüberweht. Und es giebt Menschenseelen von gleicher Art wie jene Stoffe und wie diese.







*Umgebende Luft.

Sie duften nicht, Flieder und Maiblumen und Jasmin, obwohl sie in einer Fülle von Blüten den Garten zieren, sie duften nicht, wenn statt des echten Maien wohliger Wärme winterliche Kühle sie umfängt. Es geht ihnen nicht anders als jenen reichen Menschenherzen, die auch der mild umgebenden Luft bedürfen, um das auszustrahlen, was Eigenes und Köstliches in ihnen ruht.

*Farben der Höhe.

Wenn das Herz einer großen Freude voll ist, dann sind auch alle die kleinen Freuden, die der Tag bringen will, so viel schöner als sonst. Droben im Hochgebirg blühen nicht bloß einige wunderbare Blumen, sondern auch die allbekannten Wiesenblumen haben dort viel wärmere Farben als unten im Lande, leuchtenderes Gelb, tieferes Rot, wärmeres Blau, und das Kleid der Schmetterlinge, die sie umgaukeln, glänzt so viel prächtiger.




* Deutung.

Darum ist uns die Rose die reizvollste unter den Blumen, weil sie bei zarter Außenfärbung in immer neuen Tiefen immer dunklere Glut birgt, oder ahnen läßt, und damit zum Bilde der schönsten menschlichen Seelen wird.

Schatten der Tiefe.

Über den grünblauen See hin fliegen in geringer Höhe leuchtend weiße Möwen; aber unter ihnen zieht ihr Spiegelbild dunkelschwarz. So ist es wohl mit allen hohen Entzückungen des Menschenlebens, mit allen glänzenden Träumen, mit allen stolzen Genüssen. Mit ihnen geht untrennbar ein dunkler Schatten, sei es als trübe Ahnung im Hintergrunde des Bewußtseins, sei es als thatsächlich böse Rückwirkung, sei es als düsteres Opfer der Seele selbst.

Strömungen der Seele.

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser“ — auch darin, daß tief unter dem friedvollen Spiegel geheime Strömungen in seltsamer Richtung gehen und vielleicht Verderben bringen, wenn ihnen genaht wird.



Überschätzte Hoheit.

Wie dein Auge dem Fluge des mächtigen Raubvogels folgt, der sich leicht zugleich und majestätisch in dem ungeheuren Luftraum wiegt, da kommt über dich eine Empfindung von Kleinheit und Abhängigkeit und fast von bewunderndem Neid gegenüber solch freier Größe. Aber was bedeutet all das stolze Fliegen und lange Schweben, als daß der anscheinende König der Lüfte sich mit ewiger Mühsal und unsicherem Erfolg die tägliche Nahrung sucht, sein Leben weiter zu fristen? Und es ist wohl ähnlich mit mancher beneideten Größe dieser Erde.

Verschiedene Straßen.

Dem, der die Straße am Berg hinan verfolgt, erscheint tief unten der Weg, der sich durch Wiesen schlängelt, anmutig, und es dünkt ihm schön, darauf wandeln zu können. Und zugleich scheint dem, der auf dem unteren Wege geht, die stolze Bergstraße lockend, und ihm däucht es Poesie, darauf emporzuschreiten. Und beiden, diesem wie jenem, geht es nur — wie es eben den Menschen geht mit ihren verschiedenen Wegen.



Die Bahnbrecher.

Als er kühn geplant, emsig vorbereitet und mit unvergleichlicher Mühsal ausgeführt wurde, der Bahnweg durch die Riesenmassen der Felsenberge, wie ging da Bewunderung durch die Welt, und wohlverdiente Bewunderung! Seitdem sind nicht viel Jahre verflossen, und tagtäglich gleiten nun Hunderte im Fluge hindurch, gedankenlos und höchstens ein bißchen ungeduldig, daß nicht noch bequemerer Durchgang ihnen bereitet worden. Und es ist genau so auf dem Gebiete der geistigen Arbeit und ihrer Errungenschaften, dasselbe kühne und bange Mühen und Ringen der Einzelnen, und alsbald dieselbe lässige und fast achselzuckende Benutzung der Ergebnisse durch die Vielen.

*Begünstigte Fahrt.

Wie seltsam erscheinen die wagenziehenden Rosse auf dem Landwege dem, der im pfeilschnellen Eisenbahnzug an ihnen vorübersaust! Man erkennt an ihren Formen und Bewegungen edle Tiere, man sieht, wie sie mit feuriger Kraft voranstreben, wie die Räder des Wagens sich drehen, aber das Ganze scheint kaum vom Flecke zu kommen und ist in wenig Sekunden weit überholt, wie auch weiter drüben der



Reiter im Feld, und viel mehr noch der emsig strebende Fußwanderer. Will darum Verachtung, Mitleid oder Hochmut über dich kommen, dich, der auf geebnetem Dammweg dahingetragen wird, auf geglätteter Schienenbahn, durch seelenlose Überkraft, ohne eigenes Regen? Und das alles gilt nicht bloß von der eigentlichen Fahrt auf Bahn, Heerstraße und Feldweg, sondern findet sein geistiges Gegenbild im Leben der Menschen, deren einige gewissermaßen von Geburt an oder durch Gunst des Glückes im Eisenbahnwagen fahren, während andere gleich Roß und Wanderer ihren Weg schrittweise hinter sich bringen müssen, und dabei zwar von dem zusammengeketteten Maschinentroß weit überholt werden, aber doch nur ihrerseits edlen Preis verdienen.

*Gerade Lebensstraßen.

Niemand mag eine Straße gehen, die sich breit und eben und schnurgerade bis zu dem schon sichtbaren Zielorte hinzieht; ohne Krümmungen, ohne Ungewißheit kein Reiz, und für Gesunde auch kein rechter Reiz ohne Berg und Thal. Und doch beneidet jeder den Sohn des guten Hauses, dessen Lebensweg gerade und geebnet vor ihm liegt, der durch Jugendfreuden seinen ungestörten Weg schreitet zu den Ehren des Mannes, der in Vaters Wohlstand mühelos



hinübergleitet, und man nimmt es ihm doppelt übel, daß er etwas gelangweilt erscheint, nicht recht lebendig fühlt und blickt, und zu Zeiten Unarten treibt, um sich den Weg zu kürzen! Zum Glück für ihn — und für die Gerechtigkeit der Welt — enthält auch der gerade Weg mitunter seine defekten Stellen, die viel schlimmer sein können als das Ungemach des allzu steilen oder allzu ungebahnten Pfades.

Nicht hoch genug.

Erst kürzlich kam man herauf in das schöne Hochgebirgsthal und jubelte über seine Lieblichkeit. Aber dann lockten die weiteren Höhen, die es umrahmen, und nachdem man einmal und mehreremal zu ihnen emporgestiegen ist und den Anblick der Landschaft von droben genossen hat, kehrt man in das liebliche Gebirgsthal zurück mit gleichgültigem Blick, mit Geringschätzung für seine Reize. Und ganz ebenso macht man es drunten in der Welt, in der Gesellschaft: es braucht nur ganz kurze Zeit, da ist man an die errungene Höhe gewöhnt, und dem Ehrgeiz ist nun schon schal, was ihn noch vor kurzem fieberisch erregte, denn die größeren Höhen haben's ihm angethan.




*Gang und Charakter.

Der Charakter eines Menschen gestaltet sich in ähnlicher Weise wie sein Gang. Knochengerüst und Muskelentwicklung bilden dessen natürliche Grundlage, dazu kommen die Einwirkungen der Lebensweise, des Berufs, ein Stück Nachahmung, ein Stück Druck von außen und auch ein Stück Selbstkontrolle. Und alle diese Dinge, natürlich gegebene Grundlage, Einwirkung der Lebenssphäre, Zucht von außen und Selbstbestimmung des Willens, sind es auch, die den Charakter entstehen lassen. Auch haben beide, der Charakter und der Gang, das gemeinsam, daß sie unter dem Gewande, das man so ziemlich mit aller Welt gleichartig trägt, nicht immer recht zum Vorschein kommen, und daß zuweilen, wenn in schlechtem Wetter das Gewand etwas gelüftet wird, die anscheinende Vornehmheit plötzlich sehr ins Plebejische übergeht.

Farbentäuschung.

Man trifft im Gebirge einen kleinen Schmetterling, der beim Umherfliegen in der überaus raschen Bewegung seiner Flügel vom dunkelsten samtartigen Schwarz zu sein scheint; aber wenn er sich niederläßt, so zeigt sich als seine Farbe ein fahles Grau, so daß man ihn von seiner erdigen Umgebung





kaum unterscheidet. Er erinnert sehr an gewisse Menschen, die mit emsig an den Tag gelegtem Interesse für allerlei Gutes und Begeisterndes eine schöne Glut der Seele zu haben scheinen und doch, wenn das täuschende Gethue endet, sich darstellen, wie der Schmetterling, in schlichtem Grau, in fahler Gewöhnlichkeit.

*Übertragung der Kraft.

Die „Übertragung der Kraft" in Natur und Technik ist nunmehr eine unzweifelhafte Sache. Wäre es doch ähnlich in der Welt des Willens und der Empfindung! Wie viel warme, echte, tiefe Empfindung vollschlagender Herzen hat in menschlichem Worte ihren Ausdruck gefunden! Aber strahlt nun das Wort etwa mit Sicherheit aus, was in ihm gesammelt ist?

*Unerwärmt.

Wie die Physik lehrt, lassen gewisse Stoffe, nämlich die atmosphärische Luft, und mehr noch das Steinsalz, Wärme durch sich hindurchgehen, ohne selbst in nennenswertem Grade erwärmt zu werden. Es ist auch auf geistigem Gebiete nicht unmöglich, daß Wärme durch Personen gleichsam hindurchgeht, ohne daß sie selbst erwärmt werden. Unter Lehrern









und Erziehern, unter geistlichen und weltlichen Rednern giebt es solche Luft- und Steinsalzseelen, um von Schauspielern und Sängern zu schweigen. Sie lehren, sie verkünden und preisen, was ihr eigenes Innere nicht durchdringt, es eben nur durchzieht, aber nicht erfüllt und belebt. Und vielleicht übermitteln sie die Wärme dennoch an Herzen, die ihrerseits der wirklichen Erwärmung fähig sind. Vielleicht; aber die Luft und das Steinsalz arbeiten zuverlässiger.

* Eitelkeit.

Zuweilen geht im Garten das Unkraut auf, ohne daß von der guten Saat noch das Geringste erschienen wäre; öfter keimt oder wuchert es zwischen den edleren Pflanzen; und manchmal auch macht es sich nach geschehener Ernte auf dem leergewordenen Beete breit. So ist bei manchen Menschen die Eitelkeit vorhanden, ehe irgend etwas Wertvolles von ihnen geleistet wurde; bei andern umspielt sie nun das an sich ganz tüchtige Thun und nimmt ihm einen Teil seiner Kraft und seines Wertes. Und oft auch sieht man, nachdem wertvolle Leistung ganz abgeschlossen ist, in der zu schöpferischem Empfinden nicht mehr fähigen Brust die Eitelkeit lange nachwuchern.







Der Schwanenhals.

Nicht immer zeigt der Schwan einen „Schwanenhals“, zuweilen streckt er in einer langen, geraden, unschönen Linie den Hals empor, rudert so recht anmutlos über den Teich und verstimmt die Zuschauer, die für seine reizvollen Linien schwärmten. Und doch ist das nur sein gutes Schwanenrecht, und auch von Menschen sollte man nicht fordern, daß sie in jedem Augenblicke ihres Daseins voll Schwung der Seele seien, selbst nicht von denen, die berufen sind, das Idealste zu vertreten. Es ist doch ihr Bedürfnis und ihr Recht, auch einmal gewöhnlich zu sein. Aber sie sind es, wie der Schwan, nur zu Zeiten.

Zuckermandeln.

Man trifft in der guten Gesellschaft einzelne Personen, die man nicht besser charakterisieren kann, als daß man sie mit Zuckermandeln vergleicht. Über einer dicken Schicht von angewöhnter süßlicher Höflichkeit und zärtelnder Liebenswürdigkeit wird man lange Zeit nicht gewahr, daß dieselbe einen ganz gediegenen und respektablen Kern umschließt, der es gar nicht nötig hätte, sich so verkleben und versüßen zu lassen, und der — wenn ihm auch immerhin ein gewisses







Bitter nicht fehlt — von vernünftigen Leuten doch viel lieber unmittelbar genossen werden würde.

*Die stärkere Wirkung.

Von Levkojen, Reseda und den edelsten Rosen ist der Garten durchduftet, ein Wohlgeruch löst den andern ab und versetzt die Lustwandelnden in stilles Entzücken. Dränge nur nicht ein Etwas mit stärkerer Gewalt hindurch, nämlich die Tabakspfeife des Gärtners! Und doch gehört er ohne Zweifel sozusagen auch zum Garten und seine Pfeife zu ihm selber, und es ist mit dieser nur wie anderswo, wo in das Edle und Zarte sich mit dem Natürlichen das Gemeine mengt, um es unschwer zu übertönen oder zu überduften.

*Schneeflocken und Weisheitsworte.

So weiß und voll und stetig die Schneeflocken zum aufgeweichten Boden niederfallen, sie zergehen da alle nacheinander in einem Augenblick, sie hinterlassen keine Spur, viel weniger vermögen sie das schlammige Dunkel mit Weiß zu überdecken — ganz so, wie die Worte edler Mahnung und reiner Weisheit auf den unreinen und zerfließenden Boden ver-

dorbener Herzen fallen, wirkungslos und spurlos, im Augenblick des Niedersinkens schon aufgesogen und hinweggetilgt in dem Herzenserdreich ohne Reinheit und Festigkeit.

* Steinige Teile.

Die edle, saftige, süße, duftende Birne enthält im Innern steinige Partieen, die sich — je nach der Sorte — schon alsbald unter der Oberfläche fühlbar machen, oder erst tiefer im Innern angetroffen werden. Und das edle, weiche, empfindsame menschliche Herz weist die gleiche Eigentümlichkeit auf: wiederum mehr oder weniger tief im Innern, wiederum je nach der Sorte, steinige Partieen!

* Mineralogie des Herzens.

Das Herz des Mannes ist eine Erzstufe, aus der das Leben vielleicht Silber, Gold, Eisen herausschmilzt. Frauenherzen führen wohl, wie gewisse Bäche, zwischen viel Sand Körner reinen Goldes, reichlich oder auch spärlich. Doch einige von ihnen bergen auch das echte Edelgestein, welches das Gold ganz überstrahlt, oder doch sicher von ihm nicht aufgewogen wird.





* Entwertung.

Seht nicht der jähen Entwertung eines edlen Metalles, des Silbers, in unserer Zeit etwas parallel auch in der geistigen oder sittlichen Welt? Gewiß, es wird viel tüchtige Arbeit, die ehedem guten Lohnes sicher war, nicht mehr gewürdigt und kaum gelohnt, weil man sich das Bessere und das Beste zu beschaffen gewußt hat, und nur noch das Beste gut genug findet. Es bleibt viel schönes Streben ungeehrt und viel wackeres Können unbeachtet, weil nur das Virtuose noch Reiz ausübt. Wenn denn wenigstens das echte Gold noch seinen Wert behauptet! Aber vielleicht schätzt man demnächst nur noch die glattgeschliffenen, strahlenden, facettenreichen Edelsteine. Vielleicht? In der geistigen Welt sind wir schon ganz auf diesem Wege.

* Halm und Blume.

O die schönen Blumen! ruft das Kind, das am Saatfelde hinwandelt und die bunten Blüten zwischen den schlichten Halmen sieht. Aber für den Pflanzer und Schnitter sind sie — Unkraut, nichts anderes. Ob nicht dieselbe Rolle wie die schönen Blumen im Kornfeld auch zahlreiche schöne Damen in der menschlichen Gesellschaft spielen? ob sie nicht

den hübschen Kornraden und den prunkenden Klatschrosen gleich zu achten wären, wenn man sie mit den ährentragenden Halmen vergliche?

Daß nur diese Vergleichung nicht allzu großen Zorn errege: man haßt ja die Kornblumen nicht, wenn sie auch zu nichts Wertvollem da sind! Und während der Halm, wenn er gedroschen wird, die Genugthuung haben kann, etwas Nützliches zu gewähren, bleibt der leeren Blume nur das Schicksal, zu verwelken — was im moralisch-menschlichen Sinne vielleicht noch weniger beneidenswert ist als im blumenhaft-natürlichen.

* Blütenfolge.

Die Aufeinanderfolge der Blumen hat mehr als eine Analogie im Leben der Menschen. Das Gemüt vieler Frauen giebt, nachdem es in früher Zeit die Veilchenblüten erster, zarter Liebe getrieben, bald auch die reinen Maiblumen bräutlicher Regungen hat sprossen lassen, denen dann die schönen, vollen, reichen Rosen mütterlichen Herzenslebens folgten, in einer späteren Periode nur noch den Astern und Georginen des Matronenstolzes und der Damenwürde Nahrung, und neben ihnen wuchern auch Blüten von noch geringerem Reiz und unedlerem Namen nicht selten in dem duftlosen Herbstgarten des Herzens.





*Ahnungsvoller Blick.

Der plötzliche Anblick einer herrlichen Landschaft, etwa des Gardasees in seinem wundervollen Blau, im Rahmen der edelgeformten Berge, an denen aus dem Duft der Ferne wie in Perlenglanz die Häuser der Dörfer und Städtchen hervorschimmern, dieser Anblick, so eigen und zauberhaft in Farben und Linien, weckt in der Brust des überraschten Reisenden Empfindungen, die nur einen einzigen Vergleich zulassen, nämlich mit dem plötzlichen Aufgehen und Innewerden der Liebe in jugendlicher Brust. Ja, so thut sich's auf, das neue Lebensland, in seinem Himmelszauber, vor dem man die Augen gern auf eine Zeitlang schließt, um dann zu versuchen, ob es wirklich vor uns liegt, um das Entzücken des ersten Anblicks sich wieder und wieder zu erneuern.

Verschönender Widerschein.

Es gewährt Kindern eine eigentümliche Freude, das Bild einer Landschaft, die sich dem Auge in aller Breite darbietet, in zusammenfassendem und verkleinerndem Spiegelglase zu schauen. Aber viel tiefer ist die Freude dessen, der, durch reizvolle Gegend mit entzückten Sinnen schreitend, den Widerschein all des Schönen in geliebten Augen lesen kann, die ihm nahe sind.



*Störende Wolken.

Oft trägt dich der Eisenbahnzug durch sonnig-liebliche Landschaft, und du möchtest die reizvoll vorüberfliegenden Bilder ganz aufnehmen mit Auge und Seele, aber braungraue Wolken häßlichen Rauches hören nicht auf, vom Schlot der Lokomotive sich zu verbreiten, und fegen dreist vor dem schönen Bilde hin — ganz wie eine häßliche, gemeine Sorge dem gleichen Herde immer neu entquillt und in wechselnder Gestaltung vor jeden freundlichen Ausblick, jeden edlen Genuß unheimlich sich hinlegt.

*Das Romantische.

Am wild Romantischen, an gewaltigen Felswänden, starrenden Schluchten, jähen Wasserstürzen findet vor allem das kräftige Jugendalter Freude. Ihm giebt das Ungeheure Begeisterung. Wo Riesenkräfte miteinander zu ringen scheinen und Riesenbildungen sich gegenübertreten, das weckt einen Widerhall in den Herzen voll unbegrenzten Wollens. Später weicht dieser Reiz, und man sucht und liebt vielmehr das freundlich Anmutige. Man hat dann genug des Trotzes und Kampfes gesehen und im Innersten selbst durchlebt, und möchte Frieden ziehen aus dem Anblick der Natur.





*Vergänglichkeit des Besten.

Das Edelste und Zarteste hat auf Erden immer nur ein flüchtiges Dasein, es zieht vorüber wie der Hauch eines linden Windes, es löst sich alsbald ins Gemeinere, es weicht dem Gröberen. Die Zeit der Veilchen ist nur so kurz, und doch sind es auch unter ihnen eigentlich bloß die Erstlinge, die den echten Duft ausstrahlen; ihre zarte Natur widersteht nicht einmal dem Frühlingssonnenlicht, das sie bleicht, und der Tagesluft, in die sich ihr Wohlgeruch verliert.

Reiche Entwicklung.

Die meisten Menschen nehmen nur während eines ersten, mäßigen Teiles ihres Lebens eine geistige Entwicklung, die Entfaltung heißen kann (denn vieles, was Entwicklung genannt werden mag, ist nur Veränderung). Sie füllen dann gewisse Stellungen in der Gesellschaft aus, wie kleine Kapitalisten, die ihr Auskommen haben, oder wie gemeine Soldaten im Heere — obwohl ihre Lebensstellung vielleicht viel höheren Glanz aufweist. Andere sind, welche bis zur Höhe des Lebens neue Kräfte verwirklichen, neue Seiten herausbilden, auch neue Aufgaben sich stellen und lösen, oder doch alles zeitig Geleistete leichter, sicherer, voller leisten. Manche auch steigen gleich-



sam ihr ganzes Leben lang empor; jedes neue Lustrum bringt ihnen helleres Licht, tieferes Fühlen, reineres Können. Sie sind wie jene edlen Blumen, bei denen die Öffnung des verborgenen Inneren sich ruhig und allmählich, in anmutender Abstufung vollzieht, und mit der vollendeten Entfaltung zugleich das Ende der Blüte sich ankündigt.

* Verschiedenes Saitenspiel.

Die menschlichen Tugenden treten in einer Elementarform auf und in einer Kulturform. So die Treue, oder die Tapferkeit, die Wahrhaftigkeit, und alle die andern. Beide Formen verhalten sich zu einander wie das einfache, nur mit ein paar Saiten bespannte musikalische Instrument einer primitiven Periode zum Flügel oder dem Orchester der Gegenwart. Je mehr Reichtum der Töne, desto schwerer die volle und reine Harmonie, und desto edler freilich auch der Vollklang, den die wenigen Saiten jener kindlichen Stufe nicht ergeben, aber auch nicht vermissen lassen.

* Licht und Liebe.

Es giebt einige Gleichnisse, die unserm Geiste so nahe liegen, daß sie immer von neuem gefunden werden, in der Dichtung aller Zeiten widerklingen,




den Menschen aller Jahrhunderte durch den Sinn gegangen sind. Eines, meine ich, müßte dazu gehören, und doch weiß ich nicht, ob ich's je gehört oder gelesen habe. Darum will ich es meinerseits sagen: Die Liebe ist wie eine Lichtflamme, an der beliebig viele andere Flammen entzündet werden können, ohne daß jener etwas von ihrer Kraft verloren ginge.

*Nach dem Gewitter.

Wie duften die Blüten schöner als nach schwerem Gewitterregen. Und so macht sich die Liebe zusammengehöriger Menschen am schönsten fühlbar in solcher Zeit, wo die Herzen von den Schauern des Unglücks durchweicht und von Angst gepeitscht wurden, und nun wieder Stille geworden ist, und in gereinigter Luft das gemeinsame Leben neu anhebt.

Verschiedene Wolken.

Freilich giebt es kein Menschenleben, über dem sich dauernd ein heiterer Himmel wölbte. Über seinem Haupte sieht jeder oft genug Gewölk und ist unzufrieden, wenn andere es nicht sehen, nicht achten wollen. Aber der Unterschied für die Einzelnen ist groß genug, er ist ganz so, wie wir ihn im wirk-

lichen Luftraum über uns kennen. Dem einen ist doch ein Tag gegönnt von schöner Bläue, die erscheinenden Wolken verdecken nicht allzuviel, sie haben nicht gar dunkle Farbe, sie ballen sich nicht dick zusammen, sie lassen das Blau nur um so lieblicher wirken, und das Bild der ganzen Landschaft erhält nur um so kräftigere Farbe, um so festere Linien. Und andere sind, über deren Haupt zerrissene Wolken sich jagen, tief grau und schwarz, nicht auf blauem, sondern gleichmäßig fahlem Hintergrund; hie und da wollen die Massen sich zerteilen, auf einen Augenblick scheint des Himmels Farbe auch für dieses Leben durchdringen zu sollen, aber rasch zieht sich der schwere Vorhang wieder zu; was vorüberzog, wird jäh durch neue Massen von Dunkel abgelöst, unheimliches Gelb taucht auf neben dem tiefen Schwarz, daß das Herz erbebend der Katastrophen harrt, die unentrinnbar drohen; und der Lebenstag geht so zu Ende.

Wellenringe.

Nicht in dem Augenblick, da der Stein in das Wasser niederfällt, geraten seine Wellen in merkliche Bewegung; erst nach und nach bilden sich die schwankenden Kreise, mit tiefen Furchen und immer weiterem Umfang, bis der ganze Wasserspiegel erzittert. So ist wohl die menschliche Seele, die von




einem jähen Schlage betroffen wird, in dem Augenblicke in kaum merklicher Erregung, erst nach und nach durchdringt seine Wirkung das Innere, und bis die Schwingungen des Schmerzes auf ihre Höhe gekommen sind, vergeht auch hier eine gewisse Zeit.

*Drohende Wolken.

Oft türmen die Wolken der Zukunft sich auf gleich massigen Mauern, undurchdringlich und unentrinnbar. Aber indem sie näher heranziehen, zerteilt sich schon etwas ihre finstere Dichte, und schließlich kommen sie doch über uns als bloßer Regen, der einen freudlosen Tag macht, auch manches durchweicht und wegschwemmt, aber nichts Starkes und Festes in seinem Bestande schädigt.

Ein Sternenhimmel.

Wer im Laufe seines Lebens viele echte Freunde gewonnen hat, blickt wohl im Geiste wie zu einem sternenreichen Himmel auf, der sich über seinem Dasein wölbt. Jeder einzelne ist fern und doch vertraut und sendet ein mildes Licht herüber. Sie alle vermögen nicht den Sonnenschein des Glückes zu er-





setzen, aber eine Art von Frieden kann die Seele aus ihrem Anschauen empfangen.

Aufblick.

Manches Menschenauge erscheint, so lange es gerade aus oder um sich schaut, nur gewöhnlich, aber wenn es emporblickt, dennoch wahrhaft schön. So wird wohl auch die Seele, die in all ihren irdischen Beziehungen nur gemeinen Wert zeigt, doch, wenn sie es vermag, zum Himmel sich emporzurichten, von droben angeschaut der Schönheit nicht entbehren.

*Im Dunkeln sehend.

Uns sind die Tiere unheimlich, die im Finstern am besten sehen. Und doch sind wir ihnen in gewissem Sinne verwandt. Nicht unser leibliches Auge, aber unsere Seele sieht doch auch am besten im Dunkeln. In der Nacht des Leides gehen uns Augen auf, die erst die rechten Dimensionen der Dinge erkennen, das Hohe hoch sehen und das Niedere niedrig und auch das Hohle hohl und das Lichte leuchtend.



*Beschämendes Licht.

Sie schien doch rein genug, die Luft im Stubenraum — bis ein Sonnenstrahl hineinfiel und tausend Stäubchen sehen ließ, und dazu die vielen tausende ahnen, die das Zimmer erfüllen. So ist es mit der sittlichen Reinheit unserer Welt, deren Staubgehalt in der gewohnten Beleuchtung nicht gesehen wird, bis an irgend einem Punkte das höhere Sonnenlicht Eingang findet und uns traurig macht über die Luft, in der wir atmen.

Reiche Abtönung.

Wie auf das gleichmäßig volle und saftige Grün in schöner Herbstzeit die in allen Tönen spielende Färbung des Laubes folgt, so vermag wohl auch dem inneren Leben des Menschen ein Herbst von ähnlichem Reichtum zu erstehen. Auf die starken, vollen Empfindungen des grünenden Laubes folgt nach manchem Wetter und Wandel die Fähigkeit, das Verschiedenste in sich abzuspiegeln, ohne Verlangen, in Ruhe, nicht ohne Reiz und Glück, und vielleicht nicht ohne Freude für den, der hineinschauen mag.




* Weitsichtigkeit.

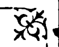
Ist es nur eine hübsche Parallele, oder ist es mehr, daß die alternden Menschen auch im geistigen Sinne weitsichtig werden, wie sie es körperlich zu werden pflegen? In der That, sie nehmen die Eindrücke der Gegenwart kaum mehr recht auf, während bekanntlich die einer entlegenen Vergangenheit in desto schärferem Umriß vor ihnen stehen.

Und wenn es Menschen einer höheren Art sind, so reicht ihr Blick nun auch um so sicherer in die Weite der großen Fragen und der ewigen Gesetze.

Herbstgewinn.

Als das Laub voll und grün war in unserem Garten, freuten wir uns seiner und sahen mit Unlust der Zeit entgegen, wo es abgefallen sein und die Bäume und Sträucher kahl dastehen würden. Nun ist diese Zeit da, und wir finden, was uns zuvor nicht in den Sinn gekommen war: zwischen dem nackten Geäst schauen wir nun frei hindurch auf das Land, das dahinter liegt, und vermögen wohl um des weiteren Ausblicks willen der Reize der unmittelbaren Nähe zu entbehren. Und zugleich wird uns das alles zum Bilde, wenn noch anderes Grün für uns vergangen ist und auch da ein Gewinn sich einstellt: denn der Geist ist freier geworden, der Blick



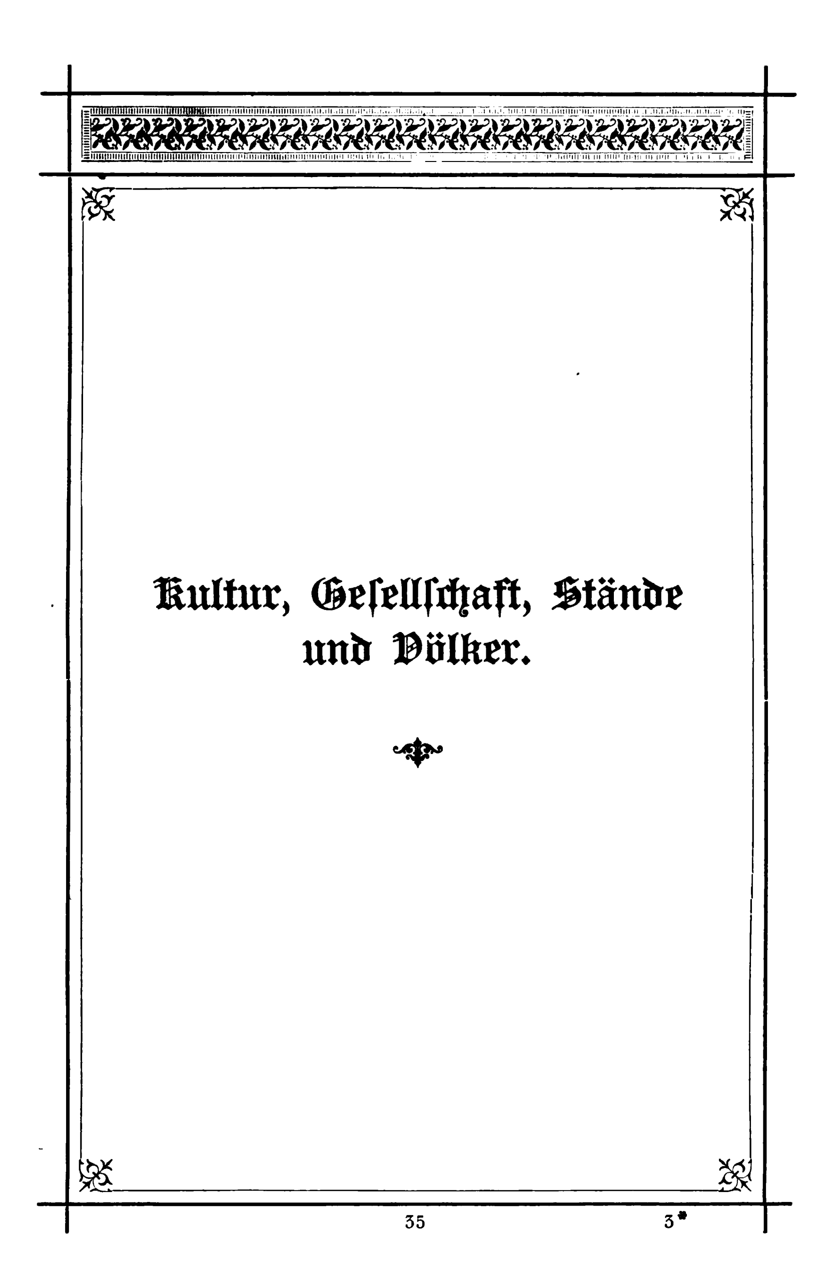
umfaßt viel Entlegenes, er dringt in eine Ferne, die ehedem sich gar nicht offenbarte.

*Die Leuchte.

In einfacheren Zeiten schritt man des Abends seinen Weg durchs Finstere, indem man eine kleine Laterne am Knopfloch des Rockes trug; das gab Zuversicht und Sicherheit genug. Es giebt eine Finsternis, die keine neu erfundenen und eingerichteten Beleuchtungsmittel erhellen, das Dunkel der Zukunft, und wir alle müssen diesem Dunkel entgegenschreiten. Und auch dies vermag zu thun, wer eine eigene Leuchte trägt, nicht außen am Rock, sondern drinnen in der Brust, die dann kein Sturz zertrümmern, kein Windstoß auslöschen kann.





Kultur, Gesellschaft, Stände und Völker.





Ruhe zur Empfindung.

Über die wirre Hast unseres modernen Lebens und Treibens wird so hundertfältige Klage geführt. Man ist sich bewußt, daß man nicht mehr in der behaglichen Weise älterer Geschlechter seines Daseins froh werde, man fühlt sich kaum jemals recht frei und zufrieden, man sieht, wie man in stets neuer Aufregung sich aufreibt. Aber die wesentlichste Seite ist mit all diesem kleinen persönlichen Unbehagen oder Ungemach nicht getroffen. Über dem ewigen Wechsel des Lebens und der Hast des Thuns geht den Menschen unserer Zeit die Ruhe verloren, welche zur Bildung echter und klarer Empfindung nötig ist! Solche echte und klare Empfindung aber ist in Wahrheit die einzig lebendige Quelle für die Gesinnung, auch für die Charakterbildung! Es wird sich nur immer mehr fühlbar machen, wie weit bloße Anempfindung, innere Abhängigkeit von Phrase und Schlagwort, Untiefe der persönlichen Grundsätze die



moderne Menschheit durchzieht. Die leuchtend aufsteigende äußere Kultur des Jahrhunderts wirft eben doch auch ihren Schatten, und dieser Schatten fällt in das innere Leben der Menschen.

* Beherrschung und Entfremdung.

Es ist schade, daß unser Zeitalter, das in der Beherrschung der Natur so weit gelangt ist, damit zugleich auch eine gewisse Entfremdung von der Natur sehen oder verwirklichen muß. Aber ein Wunder ist es doch nicht. Wen man sich unterworfen, wen man gebändigt hat und beherrscht, der öffnet sich einem nicht mehr zu vertraulichem Verkehr. Die Landschaft, die wir auf rücksichtsloser Linie mit Pfeiles Schnelligkeit durchfahren, läßt nicht in ihr natürliches Leben hineinblicken, und was wir auf unserer Fahrt erleben, hat kaum Zusammenhang mit dem reichen, freien, stillen Naturleben der Gegend. Und das gleiche Verhältnis ließe sich auf manchen andern Gebieten feststellen. Überhaupt geht in unserer Zeit dem sicheren, aber gefühllosen Durchrasen der Landstrecken im Bahnwagen so manches Andere in unseren geistig-seelischen Beziehungen zu den Dingen parallel.






* Erbreitert und geschmälert.

Ist es nicht wahr, daß in allen öffentlichen Parks die Wege immer breiter werden? Jedes Jahr tritt das ruhelose Publikum ein weiteres Stück Rand vom Rasen ab, und hinterher kommt die Richtschnur und der Spaten und schlagen das Zertretene zum Weg, der dann um soviel vornehmer aussieht, während die schönen grünen Rasenplätze darüber immer mehr sich bescheiden müssen. Und wie im Park, so ist es vielfach auch anderswo, daß der Natur immer mehr von ihrem freien, echten, erquicklichen Leben abgenommen wird zu Gunsten der Kultur, oder dessen, was die Menschen für Kultur halten, was aber höchstens eine gemeine Werktagsseite der Kultur ist.

❦

* Titanensiege.

Wer in dichterischer Schilderung oder in treuer Geschichtsdarstellung die Kämpfe civilisierter Europäer um neues, den wilden Naturmenschen abzugewinnendes Land verfolgt, den müssen die Scenen aufs stärkste ergreifen, wo die scheinbar für immer verscheuchten Söhne der Wildnis, nachdem sie lauernd die neuen Gründungen eine Zeitlang umschlichen, plötzlich mit tobendem Hasse und gräßlicher Rachgier hervorbrechen und die Greuel der Vernichtung über all das mühsam Aufgerichtete, Wertvolle und



Edle bringen. Und in noch größeren Dimensionen wiederholt sich dieses Furchtbare stets auch inmitten der uns umgebenden Kultur. Immer größeres Behagen für unser Leben, immer weitere Vorteile, immer volleren Erfolg ringen forschende Wissenschaft und sinnende Technik den Naturmächten ab. Aber auch hier ist es, als ob die Besiegten einen dumpfen Groll bewahrten; plötzlich — es braucht nur ein kleines Ventil an irgend einer Maschine zu versagen, ein Band zu reißen, ein Stab zu brechen — da erfassen die ungeheuren Kräfte gleichsam den Augenblick, um das Gräßlichste über ganze Scharen von Menschen heraufzuführen, und zerfleischt und zerfetzt, in grenzenlosen Schmerzen, zucken Hunderte der glückseligen Kulturmenschen, und Tausende blickt medusenhaft der versteinernde Jammer an. Womit das Leben triumphierte, das wird dem Tod zur heimtückischen Waffe, mit der er seine Rache nimmt, denn er bleibt doch der Stärkste.

*Verhallen und Vergessen.

Welchen ungeheuren, durchdringenden, andauernden und lange nachhallenden Eindruck machten früher auf die civilisierte Menschheit die großen Erdbeben und ähnliches Massenunglück! Jetzt ist solche Massenverunglückung im Zusammenhang mit den



kühnen Neuerungen unserer Kultur und Technik weit häufiger geworden, und natürlich damit auch weit eindruckSloser. Das ist nur ein natürliches Gesetz. Aber man wird doch zuweilen mit Schrecken und Beschämung inne, wieviel stumpfer wir alle allein in den letzten Jahrzehnten oder innerhalb eines einzigen Jahrzehnts gegen das Gräßliche in den großen, modernen Dimensionen geworden sind, und auch wie traurig schnell derartige Eindrücke sich verflüchtigen. Beschleunigung, der Stolz der Zeit, erstreckt sich eben auch aufs Vergessen. Selbst das Gras über fremde Schuld wächst rascher als ehedem, und in dem Maße, wie Entrüstung oder Mitleid einen Augenblick die Herzen von Millionen vibrieren macht, wie die eine Empfindung gleichsam eine ungeheure Breite, eine gewaltige momentane Gesamtstärke besitzt, verliert sie nach einer andern Dimension.

* Großstädtertum.

Wie das Zusammenleben der Menschen in großen Städten auf ihr Wesen einwirkt, wie es die aneinander Vorüberwirbelnden kühl und fast trotzig gegeneinander macht, aber dabei die einzelnen doch in erstaunlicher Weise einander angleicht, sodaß wenige unter ihnen noch Eigenes denken, fast alle ihre Urteile unmerklich von der Gesamtheit beziehen, von





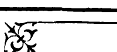
Worten und Phrasen abhängig werden, das ist oft beobachtet worden und läßt sich alle Tage neu gewahren. Je mehr nun aber der stets wechselnde und beschleunigte Verkehr auch die Menschen des ganzen Landes durcheinander jagt oder doch in gleiche geistige Atmosphäre versetzt, überträgt sich jene innere Eigentümlichkeit der Großstadtbewohner mehr und mehr auf die weiten Kreise des Gesamtvolks, sodaß schließlich niemand mehr blöde und spröde im eigenen Winkel bleibt, sondern alle eine Art von Großstädtern werden an äußerer Sicherheit und — innerer Abhängigkeit.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Wenn man von dem Charakter einer bestimmten Zeit spricht, so weiß man dabei doch, oder sollte man wissen, daß in jeder Periode zugleich der Inhalt der vorhergehenden noch mehr oder weniger mit lebendig ist und auch derjenige der kommenden sich bereits mehr oder weniger lebhaft ankündigt. Und zuweilen kommt es so, daß die Mächte der Vergangenheit, starr und trotzig sich im Leben erhaltend, und die der Zukunft, ungestüm ins Leben dringend, unmittelbar zu furchtbarem Stoße zusammentreffen und gleichsam zwischen sich die Gegenwart — oder was Gegenwart hätte sein müssen — zermalmen. Es hatte wahrlich in gewissen Stunden







den Anschein, als ob unsere deutsche Gegenwart von solchem Geschick bedroht werde.

Kampf und Kämpfer.

Um edle geistige Güter muß auf Erden immer Streit sein. Nur durch Kampf werden sie für die Gegenwart gehütet und für die Nachwelt gerettet. Und um der hohen Güter willen soll der Mut der Besten, wenn es not thut, zum Kampfe entbrennen. Aber diese Besten bilden doch nur gleichsam die Offiziere für das kämpfende Heer. Und um sie schart sich eine Menge, bei der das Bedürfnis zum Streiten oder auch der dumpfe Trieb zum Hassen und Befeinden das erste ist, und die so rohe Triebe in den Dienst jener hohen Ziele — wie Geistesfreiheit, oder Glaube, oder Volksehre, oder Gerechtigkeit — stellt. Oft genug auch wird der Kampf von den rohen Landsknechten aus eigenem Sinn und auf eigene Faust geführt, und das Land, um das sie zu streiten meinen, wird von ihren Füßen verwüstet.

Das Großartige und das Schöne.

Für das Großartige vermögen viel mehr Menschen sich zu begeistern als für das Schöne. Sie brauchen dabei gleichsam nur einer unendlichen ge-



raden Linie zu folgen, während das Wesen des Schönen gewissermaßen auf dem Verhältnis vieler Linien, auf Begrenzung und Harmonie beruht, und zum Verständnis schon nicht wenig, zur vollen freudigen, seelischen Erfassung eine hohe Entwicklung voraussetzt.

Äußerlicher Enthusiasmus.

Die endlosen Ausdrücke des Entzückens über die Schönheit der Kunstwerke oder der Natur, wie man sie aus so manchem Munde vernimmt, bedeuten ganz und gar nicht eine gesteigerte Empfänglichkeit der Seele für das Schöne, sondern im günstigeren Falle eine Gewöhnung, die ein Stück des guten Tones, eine Seite der allgemeinen Bildung darstellen soll, im ungünstigeren Falle (oder bei minder nachsichtiger Auffassung) ein Zeichen der Zerfahrenheit und Maßlosigkeit des Wesens, das nicht feste Eindrücke ruhig aufzunehmen und nach ihrer Eigenart klärend zu verarbeiten sich gewöhnt hat, sondern statt dessen nur flüchtigen Reizen einen oberflächlichen — wenn auch lebhaften — Ausdruck giebt, und damit denn eigentlich gar nicht als durchgebildet sich bezeugt.






Ästhetik im Munde.

Wie viele lassen bei jeder Gelegenheit ein überaus lebhaftes Interesse am Kunstschönen zu Tage treten, bei denen etwas so gänzlich vermißt wird, was doch gewissermaßen der erste und natürlichste, jedenfalls aber der erfreulichste Ausdruck ästhetischen Sinnes wäre, nämlich die Ästhetik der persönlichen Lebensführung!

❦

* Beleuchtungsmittel.

Man hat einst beim Kienspan treulich gelesen und geschrieben, und das Auge ließ sich genügen, es wurde Tüchtiges geschaffen. Bescheidene Öllampen folgten, und Kerzen von geringer Vollkommenheit, bis immer bessere Stoffe und Vorrichtungen immer schönere Leuchte lieferten, Naphtha und Petrol und Gas und die elektrische Geheimkraft einander ablösten und überboten. Und an jeden neuen Grad ist das Auge der Menschen alsbald wieder gewöhnt; dem Jubel über den herrlichen Fortschritt folgt rasch die kühle Gewöhnung, die Accommodation des Auges, und es bleibt nur die mitleidige Geringschätzung der früheren Stadien. Es geht ganz ähnlich mit der Leuchtkraft des Wortes. Auch in der üblichen Rede löst immer stärkerer Ausdruck den schlichteren



ab und wirkt für eine kurze Zeit, wie neues Licht für das empfängliche Auge; aber bald schon stellt sich das Bedürfnis ein, ihn zu überbieten, und rasch sind die Hörer und Leser auch an den neuen Reiz gewöhnt und gehen wiederum der Abstumpfung entgegen. Und die gleiche Folge wiederholt sich wohl auch auf Gebieten der Kunst — doch davon darf man nicht so im Vorbeigehen reden wollen.

*Duft und Form.

Unter den Blumen ist kein größerer Gegensatz als zwischen dem Veilchen und der Georgine, von denen jenes den Blumenfrühling eröffnet und diese den Spätsommer beschließt. Aber wie im Garten unter den Blumen, so ist der Verlauf auch anderswo, auch unter den Gebilden der Kunst. Von ersten, schlichten, unmittelbar dem Boden entsprießenden, kaum recht ausgestalteten, aber durch echtesten, eigensten Duft herzgewinnenden Blüten geht dann die Entwicklung weiter und gelangt schließlich zum Formfesten, Hochgestielten, auch Starkfarbigen, aber Duftlosen, das dem Verstand noch Wohlgefallen bereiten mag und dem äußeren Sinn, aber innige Freude nicht gewährt. Es war so mehr als einmal mit der Poesie, und bei den anderen Künsten wird man einem gleichartigen Ablauf — vom Veilchen zur Georgine —



nicht vergeblich nachspüren. Und leider auch nicht — bei der Religion.

* Ästhetische Küchenkünstler.

Die Vorzüglichkeit des echten französischen Kochs wird zuweilen damit gerühmt, daß derselbe aus einem alten Lederhandschuh ein delikates Ragout herzustellen vermöge. Manche Ästhetiker erinnern mich an diese Köche: sie kommentieren so interessant, haben so viel würzige Zuthat, lassen unter ihrer superfeinen Betrachtungsbrühe den Gegenstand so sehr verschwinden, daß man in der That über die in Wahrheit schlichtlederne Natur dieses Gegenstandes getäuscht werden kann. Auch kommt es diesen Köchen nicht darauf an, nährende Wahrheit aufzutischen, sondern nur die Kochkunst ihres Geistes.

* Belisens Nachfolger.

In einer bekannten Scene bei Molière bewundern die „gelehrten Frauen" um die Wette das fade Sonett ihres vergötterten Gastes Trissotin. Und zuletzt ruft Belise, die schwärmerischste und thörichtste der Verehrerinnen, selbstgefällig aus: „Ich weiß nur nicht, ob ihr andern so wie ich den ganzen Reiz







der köstlichen Worte" — und nun kommt eine ganz öde Stelle des Gedichts — „zu empfinden vermögt!" — Meinerseits bemerkte ich öfter, wenn ein Künstler oder Dichter in die Mode gekommen war, daß hinter allen, die ihn mit vollen Worten priesen, noch solche sich erhoben, die andeuteten, wie sie selbst doch noch etwas ganz Anderes aus des Künstlers Leistung herausfühlten als die übrigen, und dann diese übrigen ein gewisses geheimnisthuerisches Mitleid fühlen ließen. Natürlich handelte es sich dabei niemals gerade um elende Trissotinsche Verse und auch nie um einfältige Belisen, aber die Ähnlichkeit war doch da — auch insofern, als der wirkliche Wert der vergötterten Leistung oft schon nach kurzer Frist nicht viel über Null geschätzt wurde.

*Freibeuterei der Mode.

Die Mode ist das Charakterloseste was es giebt, das weiß jedermann. Ist doch Wandelbarkeit ihr Wesen, Wandelbarkeit ohne Grundsatz, ohne Ziel, ohne irgend welche Maße und Grenzen. Aber es kommt noch ein anderes hinzu. Die Mode, in ihrer Gier nach Wechsel und nach Wirkung, greift in alle Welten, um dort — ohne etwas wie innere Berechtigung — zu nehmen und sich zuzulegen, was charakteristisch ist. Bald bedecken die bleichblütigen









Damen unserer müden Gesellschaft ihr Haupt mit dem mächtigen Federhut ritterlicher Edelfrauen aus kraftvollen Jahrhunderten, bald nehmen die eleganten Männer den kleinen grünen Hut des wetterharten Gebirgsjägers, ohne daß sie an seinem verwegenen und entbehrungsreichen Leben auch nur den entferntesten Anteil hätten. Man legt der Reihe nach die Abzeichen aller interessanten Stände aus allen Welten an, der rauhen Meerfahrer, der kecken Kriegsvölker, der unabhängigen Zigeuner; und keine hübsche Volkstracht abgelegener Landschaften — dort ein heiliger, mit Pietät gehüteter Besitz — entgeht dem Geschick, sich salonfähig und zugleich gemein machen zu lassen. Man plündert allenthalben, um einen Schein von Charakter zu entnehmen für eine flüchtige Stunde.

*Ästhetischer Bankrott.

Zu allen Zeiten hat es Stutzer gegeben, und man ist ihnen nicht ernstlich böse. Von allen Arten der Eitelkeit, die unser Geschlecht beherrscht, ist die des Stutzers die durchsichtigste und ungefährlichste; auch wächst sie nicht heimlich von Tag zu Tag, sondern geht vorüber wie die Jugend. Und die Ideale der Stutzerwelt hatten doch immer eine gewisse Beziehung zu guten Dingen: die Eleganz ist eine weltförmige Vertretung der Anmut, die strah-







lende Sauberkeit hat gewiß nichts Unsympathisches, Keckheit oder Schneidigkeit deuten zurück auf Jugendmut und Kraftgefühl. Nur gegenwärtig ist in der Welt der eleganten Männer eine Art Bankrotterklärung erfolgt. Man vertritt das ästhetische reine Nichts, die Leere und Öde in Form und Auftreten. Mit einer gewissen kalten Frechheit ist das Häßliche, das Ungestalte, das Unharmonische und Abstoßende zum Ideal erhoben worden. Mir kommt da oft — wie eben mitunter das kläglich Kleine mit dem unheimlich Großen sich zum Vergleiche bietet — eine Stelle aus Miltons Verlorenem Paradies in den Sinn, wo der gefallene Fürst der Teufel nach letztem Kampf mit der Reue entschlossen ausruft: „So sei du, Böses, denn hinfort das Gute mir!" „So sei du, Häßliches, hinfort das Schöne uns" — so scheinen die bankrotten Stutzer unserer Tage zu schwören.

Würdigung des Unbeseelten.

Einst malte, wob und stickte man Blumen und Blumengewinde auf Decken, Gewänder und Möbel, nicht immer geschmackvoll oder naturwahr, aber doch mit Freude an der Blumenwelt, und in dem Wunsche, durch ihren steten Anblick sich das Dasein freundlicher zu gestalten. Heute streut man lebende Blumen in Pracht und Fülle ohnegleichen





gleichsam um sich, vielfach zum bloßen leeren Spiel der Höflichkeit, um staunen zu machen, um „nobel" zu sein. Was im einzelnen so schönes und zartes Leben zeigt und zu sinnendem Beschauen einlud, ist dann nur noch etwas in der Masse und als Masse. Es liegt fast etwas Brutales in dieser Art, mit Blumen zu schalten. Aber wir wollen ja überall das bloß Großartige, Ausgedehnte, Reiche, und zu ruhigem, sinnendem Genießen ist uns die innere Fähigkeit sehr abhanden gekommen.

Das Zeitalter der Photographie.



Wir leben im Zeitalter der Photographie, nicht bloß im unmittelbaren Sinne. Die Freude an technisch korrekter Wiedergabe des Lebens in seinen äußeren Daseinslinien, namentlich auch im Kleinen und selbst Nebensächlichen, hat das Streben nach durchgeistigter Nachbildung des inneren Wesens auf vielen Gebieten zurückgedrängt. So geben die Dorfgeschichten von heute die Mundart der auftretenden Personen sehr getreulich wieder, und manches Ähnliche dazu, aber das wirkliche innere Leben dieser Kreise ward von früheren Schriftstellern, die höchstens einen mundartlichen Anklang hie und da und mehr unwillkürlich zuließen, weit trefflicher abgebildet. Auf der Schaubühne wird täuschende Richtigkeit der Nebendinge mit gewaltigem Ernst erarbeitet, aber





einer freien und mächtigen Gestaltung des Seelischen hat man sich selten zu freuen. Und mehr Beispiele ließen sich anfügen. Auch ist Vieles von dem, was in verschiedenen Künsten gegenwärtig als Naturalismus sich vordrängt, gewissermaßen wiederum nur Photographie gegenüber dem freigeschaffenen Bildnis.

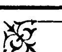
*Duft und Parfüm.

Die Art, wie gewöhnliche und mitunter auch berühmte Schauspieler die Worte der Dichter vortragen, verhält sich zur echten und guten Art wie das Parfüm zum Duft. Nicht aus den Dichterworten selbst dringt die Empfindung in natürlich-notwendiger Weise und in feiner Eigenart in die Seele und aus dem Munde der Sprechenden, sondern diese benutzen einen erworbenen Vorrat von allerlei starkem, künstlich verdichtetem Empfindungsausdruck; sie öffnen gleichsam ihre Flaschen und Büchsen und übergießen damit die edlen Gebilde. Sie erregen nur eine gröbere Art des Wohlgefallens, das sich bald abnutzt, wie es mit echtem Blütenduft nie geschieht.

Eine Schule der Beredsamkeit.

Man war in neuerer Zeit — die Zeitungen sagten es so — vielfach sehr erstaunt zu sehen, wie nacheinander verschiedene preußische Generale vor





unseren Parlamenten auftraten und sich als Redner ersten Ranges erwiesen. Ihr Leben lang waren doch öffentlich nur kurze Befehle oder knappe, befehlartige Ansprachen aus ihrem Munde gekommen! Da mochte es fast scheinen, die beste Schule des Redners sei — nicht das Reden, sondern ein langes Schweigen. Daß die Unarten der Berufsredner dabei nicht keimen konnten, war leicht verständlich, und das ist bei dieser Kunst, in der mehr als in andern dreist gestümpert wird, schon nicht wenig. Aber in der That, wenn das lange Schweigen verbunden war mit hellem Aufmerken auf das Geschehende, wenn fest umschließende Ordnung das Schweifen der Gedanken hemmte, wenn in der Stille auf einem einzelnen, bestimmten Gebiete tüchtigste Durchbildung im Verstehen und Thun verwirklicht wurde, wenn kein Wort je Durchlaß fand, das bloße Füllung und Phrase war, wenn das wenige Gesprochene stets auf Menschen bestimmend einzuwirken hatte, dann liegt in alledem wohl eine nicht verächtliche, auch positive Vorschulung für das Reden zu der Stunde, wo geredet werden muß.

Beschränkte Lektüre.

Vereinzelt lernt man noch Frauen kennen mit ganz beschränkter Lektüre und echtester Bildung nicht bloß des Gemütes, sondern auch des Geschmackes



und Urteils. An dem in aller Ruhe wirklich Aufgefaßten haben sie nicht bloß einen wahrhaften inneren Besitz, sondern auch einen festen und sicheren Maßstab für Neues, das ihnen etwa entgegentritt. Wir sagen es uns oft, daß das Viellesen keine festen und treuen Eindrücke gebe, daß es mehr verwirre als bilde; aber es ist gut, die Bewährung des Entgegengesetzten hie und da mit Augen zu schauen.

Lesen und Sprechen.

Nicht wenige Leser und namentlich junge Leserinnen sind stolz darauf, daß sie ein Buch mit großer Geschwindigkeit durchzulesen pflegen. Ja, es scheint in unserer Zeit das Gewöhnliche zu sein, den Inhalt der Bücher rasch hinunterzuschlingen, und wer das Einzelne wirklich lesend in sich aufnimmt, wird wohl für altmodisch oder pedantisch erachtet. Ein Wunder ist das auch nicht, da ja unserer Generation allerorten die Ruhe zu unterscheidender Empfindung fehlt. Aber das ist vielleicht noch wenig beachtet worden, daß auch das unsichere, zerfahrene Sprechen, die Unfähigkeit zu selbständigem und zutreffendem Ausdruck, das Sichgenügenlassen an schablonenhaften Wendungen nur die Kehrseite von jener Gewöhnung an rohes Lesen ist.

Stil und Lektüre.

Wer einen Stil schreiben möchte, der bloß fließend ist, lese nur die unmittelbaren Zeitgenossen aus seiner eigenen Sphäre und Sprache. Einer gemeinverständlichen und gefälligen Schreibart ist mancher verlustig gegangen, weil er gleichzeitige und entlegene Schriftsteller mannigfaltig durcheinander las. Aber auch, um zu einem wahrhaft guten — einem zugleich eigenartigen und doch Wohlgefallen erzeugenden — Stile zu gelangen, bedarf es der Lektüre der Nahen und der Fernen, der modernen Regelmäßigen und einer Anzahl der Besten und Größten aus entlegenen Sphären. Nur dürfen diese nicht in hastigem Wechsel vor dem geistigen Ohre vorüberwirbeln; man muß vielmehr mit den einzelnen je eine Zeitlang gleichsam leben. Und man muß nicht etwa bloß auf Stil und Sprachform achten wollen, sondern von ihren Gedanken sich erfassen lassen! Dann werden später die eigenen Gedanken — wenn sie vorhanden sind — etwas von der Ausdruckskraft jener Vorbilder gewinnen können.

Laut denken.

Laut zu denken gewöhnen sich mitunter diejenigen Menschen, welche einsam leben und ein bewegtes Inneres haben. Sie werden, wenn es zu Tage tritt,







darüber ein wenig verlacht, als ob sie gar Absurdes thäten. Aber es giebt noch eine andere Art, laut zu denken, die findet sich bei vielen, welche immer von ganz nahestehenden Menschen umgeben sind und darüber die anspruchsvoll lässige Gewohnheit annehmen, beständig alle die unbedeutendsten Regungen ihres Innern unterschiedslos in Worten aus dem Munde fließen zu lassen. Aber das verurteilt man nicht, obwohl es im Grunde natürlich und sittlich weniger berechtigt ist als jenes gelegentliche Hervorbrechen bei den Einsamen.

Unerwünschte Korrektur.

Alle Tage hört man, wie Schriftsteller oder Künstler von der Kritik in den Ausdrücken reden, in welchen einst unsere größten Geister, von ihrer Mitwelt noch unverstanden, ihrer berechtigten Geringschätzung Luft machten. So wird denn über Befangenheit, Unfähigkeit und Böswilligkeit der Recensenten ein reichliches Maß zusammengeklagt. Sonderbar, und wir andern finden in den öffentlichen Blättern ein endloses Loben der neuen Hervorbringungen, und müssen, wo wir einmal selbst zusehen können, immer wieder die Bekanntschaft der Mittelmäßigkeit machen! Und von den zahlreichen Korrekturen des Urteils, welche die Nachwelt zweifellos vornimmt,

werden nur wenige „Rettungen“ sein, für den Rest ist das gewisse Urteil: Schweigen.

Bildung und Kunststücke.

Eine belustigende Kritik unserer europäischen Kultur könnte man aus der Wendung entnehmen, mit der — so wird mir von Kundigen erzählt — die vornehmen türkischen Familien ihre Söhne auf einige Jahre nach unseren Ländern schicken. Man läßt dieselben reisen, damit sie „europäische Kunststücke lernen“. Darin liegt keine Ironie, sondern es ist das eben die Anschauung von der Eigentümlichkeit und dem Wert unserer Bildung. Und — wie ganz anders ist es mit derselben doch bestellt, wie tief ist der Unterschied zwischen dieser naiven Vorstellung und der Wirklichkeit! Nein, sagen wir doch lieber: und der Idee. Denn in Wirklichkeit ist an unserer Bildung immerhin so manches, was als „europäische Kunststücke“ nicht so ganz schlecht bezeichnet ist. Man eignet sich's an, um es zu können und an den Tag legen zu können, um sich von den staunenden Dümmeren zu unterscheiden; aber dieses Können hat keine Beziehung zu unserem eigentlichen Sein und Vermögen, so wenig wie andere Kunststücke.





Das Horn und seine Töne.

Wenn der Hornist seine Melodie geblasen und, sein klangvolles Instrument hinterlassend, sich von seinem Posten hinweg begeben hat, so kommen wohl halbwüchsige Burschen oder eitle junge Leute, setzen das Horn an und versuchen, es dem Bläser nachzuthun, zu äußerst geringer Befriedigung der in Hörweite befindlichen Menschen. Es ist ganz ähnlich in der Welt der Bücher und Reden. Nachdem von einem Tüchtigen ein neues Lied in die Welt hineingeblasen worden ist, pflegt eine Reihe von erfolgbedürftigen, geringeren Individuen aufzutauchen, die stoßen hinter jenem her in dasselbe Horn, aber sie wissen ihm weit weniger angenehme Töne zu entlocken.

Erneuerte Spruchweisheit.

Was bedeutet es, daß man gegenwärtig wieder auf Häusern, in Gängen und Sälen, auf Linnen und Gerät alte Spruchweisheit aufgemalt und eingewebt findet? Neue Freude an ernster Erfassung des Lebens, Einkehr des Sinnes zu ruhiger Betrachtung seiner selbst, Wohlgefallen an der schlichten Kraft der echten Volksgedanken? Oder bedeutet es, daß die einst allbekannten guten Denksprüche uns so gar fremd geworden waren, um uns nun interessant





zu sein? Oder daß wir Gutes und Echtes von allenthalben zu gewinnen, zu übernehmen und uns zuzulegen suchen, ohne es aus unserer eigenen Kraft irgendwie hervorzubringen?

Mißbrauchte Inschrift.

In alter Zeit schrieb der Besitzer des neu erbauten Hauses über die Thür ein Salve, um auch dem fremd Eintretenden und auch in Abwesenheit des empfangenden Herrn eine Ahnung freundlicher Aufnahme zu geben. Daß man diesen Gruß jetzt nicht selten über großen Gasthäusern liest, könnte einen reizbaren Menschen fast erbittern, denn da, wo man von dem Gaste nur Geld gewinnen und ihn nach dem Umfang seiner Ausgaben behandeln will, wirkt der Gegensatz zwischen Wort und Wirklichkeit fast als schamlos. Schauen doch nicht selten hinter dem eingetretenen Gaste Inhaber oder Angestellte drein wie Buttler, da er von Wallenstein sagt: „Er ist herein, ihn führte sein Verderben.“

Richten und Schmähen.

Streng tadeln mag derjenige, der sich nicht bloß weiten Gesichtskreises und selbsterworbener Überzeugung, sondern auch sicheren inneren Haltes und



bewährten persönlichen Wertes bewußt sein darf. Um so abstoßender aber ist das gewohnheitsmäßige Mäkeln und Schelten der vielen, die sich ihrerseits gar nicht über die sittliche Trivialität erheben.

Versuchte Rückkehr.

Wenn unsere übermüdeten Kulturmenschen einmal zur Erholung auf einige Zeit sich in den Bereich einfachen Naturlebens flüchten, so kommt ihnen dann auch die Lust, inmitten der schlichteren Umgebung selbst zu den einfachen Neigungen und Freuden des kindlichen Alters zurückzukehren. Aber man muß oft mit Verstimmung zusehen, wie sie, zum Kindlichen zurückstrebend, diesen Weg nicht mehr ganz zu machen vermögen, sondern es bloß bis zum Kindischen bringen.

Vergeblicher Vorzug.

Leute, die durch die weite Welt reisen und einen engen Gesichtskreis behalten, sind nicht schwerer anzutreffen als solche, die viele Bücher haben und wenig Gedanken, oder solche, die — doch die Reihe der unerfreulichen Wirklichkeiten dieser Art würde zu lang werden, als daß man sie aufzustellen versuchen sollte.

*Ein unerfreulicher Schritt.

Vom Idealisten zum Philister, das wird wohl für viele auch nicht weiter sein als „ein Schritt". Wenigstens genügt ein kurzes Jahrzehnt im Leben, um diesen Weg zurückzulegen.

*Rückkreislauf.

Daß die Hochbejahrten wieder gleichsam unmündig werden, wußten wir längst. Aber es giebt noch andern, ähnlichen Rückkreislauf, und unser Zeitalter zeigt dergleichen in manchen Stücken. Eins davon ist, daß die nervösen Menschen der Überkulturstufe wieder so impulsiv geworden sind wie die Kinder.

*Aus zweiter Hand.

Waren aus zweiter Hand, soviel billiger zu erwerben als aus der des ersten Verkäufers, sind zwar den armen Leuten willkommen, aber für die wohlhabenden doch ein unmöglicher Gedanke. Es giebt ein Gebiet, auf welchem das Sichbegnügen mit jenen Waren aus zweiter Hand doch sehr gewöhnlich ist. Zum Beispiel bei all den Schauspielern, die nicht nach dem Leben spielen, sondern nach dem Vor-





bild anderer Schauspieler, und bei allen unbemittelten Novellisten, die nicht recht aus Selbstempfundenem schöpfen, und bei allerlei Rednern, die ihre Begeisterung erst von wirklich Begeisterten übernommen haben, und bei noch sehr vielen anderen, die weder Schauspieler, noch Novellisten, noch Redner, sondern einfach Personen der guten Gesellschaft sind. Mit einem Worte: was besseren Umlauf hat als Waren aus zweiter Hand, sind Empfindungen aus zweiter Hand, oder aus fremdem Herzen.

Bildung und Schmückung.

Nicht wenige Mütter erstreben für ihre Töchter geistige Bildung ganz in dem Sinne, wie sie denselben einen üppigen Haarwuchs wünschen und zu sichern trachten, als einen weiteren äußeren Vorzug der Persönlichkeit, damit dieselbe in dem großen Wettbewerb mit ihresgleichen nicht überflügelt werde, sondern möglichst viele überflügele.

* Sterilisierte Worte.

Unter den Worten und Wendungen, die die Kulturmenschen zu äußern pflegen, ist ein Teil im Laufe der Zeit gewissermaßen sterilisiert worden,







seiner eigentlichen Inhaltskraft beraubt, oder, wenn man lieber will, neutralisiert, so daß er weder im Guten noch im Bösen verantwortet zu werden braucht, oder mit anderem Bilde: verkalkt, so daß kein lebendiges Leben mehr hindurchrinnt; die Worte sind in die Geltung der bloßen Gesten übergetreten, die ja auch eine Sprache darstellen, aber keine solche, wofür man mit seinem Innern einsteht, deren Wahrheit nicht zur Wahrhaftigkeit der Person gehört. Solche sterilisierte Worte sind die Grußformen und allerlei artige Andeutungen der Dankbarkeit oder der Bescheidenheit und was sonst den Verkehr verannehmlicht. Wer innerlich recht ehrlich ist, dem widerstrebt es immerhin, dieser verholzten Worte mehr aus seinem Munde gehn zu lassen als unvermeidlich ist, und er sieht nicht ein, warum er jedesmal die ungeheure Lüge aussprechen soll, daß er „unendlich bedauert" habe, von jemand nicht zu Hause getroffen worden zu sein, während die gleiche Wendung andern, die nicht mit 5, sondern mit 30 Prozent sterilisierter Worte arbeiten, nicht schwerer fällt als ein „Gutentag". Vielen ist das Gespräch geradezu eine Art von gesellschaftlichem Ballspiel, bei welchem die abgerundeten Phrasenbälle leichten Mundes und leeren Herzens hin- und hergeworfen werden.






*Gut eingerahmt.

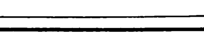
Manch geringes Bildchen steckt in einem breiten Rahmen, und der Besitzer ist dann mit diesem seinem Zimmerschmuck sehr zufrieden. Man kann manche nichtige Unterhaltung beobachten, die aber, zwischen einige feierliche Komplimente zum Beginn und einige eben solche zum Schlusse eingeschlossen, für das Gefühl der Beteiligten ähnlich gehoben wird, wie das wertlose Wandbild im anspruchsvollen Rahmen.

*Macht und Geist.

Es giebt zweierlei Autoritäten, diejenigen des Geistes und diejenigen der Macht. Ich fand fast immer, daß die letzteren die ersteren verachteten. Und das läßt sich begreifen. Denn wie viel mehr sind deren, die sich der Macht-Autorität willig fügen, und wieviel kleiner ist die Anzahl jener, die der geistigen zu huldigen vermögen! Die Kopfzahl aber der Unterworfenen giebt dem Inhaber wohl ein ähnliches Gefühl, wie die vielen Thaler im Beutel des Protzen.

*Der entscheidende Vorzug.

Gestern horchte der Mann mit Rang und Titel in Gemeinschaft mit einer großen Schar auf die überlegene Geistesleistung einer Persönlichkeit von






großem, ernstem, eigenstem Können, und vermochte sich nicht gegen eine Art von demütiger Anerkennung dessen zu wehren, was so weit und so hoch über seinem eigenen Vermögen lag. Aber heute, wo er ihm auf der Straße begegnet, hat er jene Anwandlung inzwischen glücklich überwunden, das Gefühl seines um einige Zoll höheren Ranges steift ihm nun umsomehr den Rücken, und er grüßt im Vorübergehen umsoviel kälter, als der Begegnende ja wohl einer neuen Belehrung darüber bedarf, wie wenig man mit aller Geistesleistung an den entscheidenden Vorzug des Ranges heranreicht.

*Bedenklicher Parallelismus.

Von den Pädagogen ist es oft als wünschenswert bezeichnet worden, daß die zu erziehende Jugend die Hauptstadien der geistigen Menschheitsentwicklung in sich nachlebe, daß jedenfalls die von den besten Völkern der jugendlicheren Stufen vertretene innere Welt für eine Zeitlang auch die der reifenden Zöglinge werde. Es scheint, daß diese schöne Idee sich auch etliche Karikatur gefallen lassen muß. So, wenn unsere studierenden Jünglinge, nachdem sie in den oberen Gymnasialklassen Griechen und Römer gewesen sind, nun nachträglich auch das germanische









Mittelalter durchleben wollen und darum dem Raufen und Trinken und der Abkehr von geistiger Arbeit zuschwören. Aber namentlich, wenn der edelmännische Musensohn sich künstlich die Mischung von Roheit und Ceremonie aneignet, die die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in so häßlichem Lichte erscheinen läßt! Ganz gewiß, dort nur ist es, wo er „die starken Wurzeln seiner Kraft" sucht.

* Charaktere en gros.

Weil es etwas so Prächtiges ist, ein Charakter zu sein, und weil offenbar die Welt immer viel Mangel an Charakteren aufweist, so setzen sich bestimmte Vereinigungen wohl vor, aus ihren Mitgliedern mit grundsätzlichen und bewährten Mitteln lauter Charaktere zu machen. Aber der Begriff des Charakters widerstrebt der Fabrikation im großen. Charaktere lassen sich nicht züchten wie die Krautköpfe im Gartenfeld oder die Spargel im Beete, auch nicht einmal wie Vollblutpferde oder Rassenhunde. Sie lassen sich sicher nicht wie Konfektstücke mit Blechformen aus einem feinen Teige ausstechen. Und das, was bei dem gefeierten System herauskommt, ähnelt in Wirklichkeit mitunter solchen Konfektfiguren, die, wenn sie aus dem Backofen kommen,




doch eigentlich nur recht allgemeine Umrißlinien aufzuweisen haben und auch dem Magen nicht immer genehm sind.

* Rechnende Jugend.

Daß die Welt ihr gehöre, ist das natürliche Gefühl aller echten, ihrer Kraft sich bewußten und des Widerstandes der Welt noch nicht bewußten Jugend. Wenn dieser Glaübe nur ein Wahn ist, so kann er einen vernünftigen Beobachter doch weiter nicht verstimmen. Aber es giebt heutzutage auch eine Jugend, die in ihrer frühen Reife über den Jugendwahn der übrigen ganz hinaus ist, die sich nicht einbilden will, die Welt gehöre ihr, sondern sich deren Besitz wirklich beizeiten sichern. Diese jungen Herren schließen nicht gefühlsmäßige Freundschaftsbündnisse, sondern gesellen sich zu solchen Gruppen, die ihnen für spätere Zeiten die besten Verbindungen, die besten Hebel verbürgen. Sie suchen nicht echtes Können, um daraus Wert, Halt und Sieg zu gewinnen, sondern sie studieren die Mittel und erstreben die Künste, durch welche man seinen Weg in die Höhe macht. Und daß die Welt so vernünftig oder so wohlgeordnet sei, um dieser Art von moralischen Schmarotzern den Erfolg zu versagen, davon ist's weit entfernt.

*Blitzsauber.

Rückert sagt in einem hübschen kleinen Gedichte, daß die äußere Reinlichkeit das Unterpfand der inneren sei. Und ein englischer Arzt behauptete schon vor langer Zeit: „Wer sich nicht täglich vom Scheitel bis zur Sohle wäscht, ist ein Heuchler.“ Beides ganz wert, gemerkt zu werden. Aber es will mir scheinen, als ob zuweilen unbewußt eine falsche Anwendung, eine Art unrichtiger Converse statthabe, als ob oft solche Menschen, die immer blitzsauber vom Kopf bis zu den Fußspitzen und vom Mantel bis auf die Haut einhergehn können, sich auch leichter das Bewußtsein ihrer kleinen Sünden oder großen Nichtsnutzigkeiten hinwegwüschen. Weil sie vor der Welt sich so gründlich sehen lassen dürfen, mögen sie leicht auch sich selbst ganz und heil und fleckenlos erscheinen, während wir im fragwürdigen Arbeitsgewand doch leichter daran erinnert werden, daß an uns etwas zu wandeln und zu bessern bleibe.

*Kunstwein.

Es ist eine mittelmäßige Zeit, wo statt echten Rebensaftes soviel Kunstwein aufgetischt wird. Und es giebt diesen Kunstwein leider auch außerhalb des Kellers und Schenktisches; eine Spielart davon

schlägt ins Moralische. Das, was Mut genannt wird, ist mitunter nur eine Mischung von animalischem Lebensgefühl, Unverstand, Leichtsinn, Trotz, und bei dem, was Treue heißt, ist manchmal das Hauptingrediens eine Art von Unbeweglichkeit, Bequemlichkeit, Gewöhnung, und auch bei anderen wohlbenannten Tugenden würde die „chemische Analyse“ des geprüften Menschenkenners allerlei Ersatzsubstanzen ergeben. Auch die Vaterlandsliebe hat nicht selten den Charakter solchen Kunstweins, und noch etwas häufiger — die Frömmigkeit.

Befehlen und Schelten.

Vornehm erscheint, wer in seinem Auftreten fühlbar macht, daß er zu befehlen gewohnt ist, zu fordern, zu verweisen, daß ihm das Beste zugänglich gewesen ist und das Mangelhafte ihn nicht mehr befriedigt. Aber man stößt auf viele, die jene Wirkung durch mürrisches Schelten oder hochfahrendes Mäkeln zu erzielen vermeinen — was ein sehr ungenügendes Surrogat heißen muß. Und während jene die Menschen in einem Banne der Abhängigkeit halten, bewirken diese nur Spannung und Gegensatz.





Wert der Galanterie.

Ungern vermissen auch edelgesinnte Frauen bei Männern das, was man Galanterie nennt. Aber diese Eigenschaft hat im Grunde sehr verschiedene Abstufung und Färbung, und es findet über Echtheit und Wert derselben viel Täuschung statt. Man hat vor allem drei Arten der Galanterie zu unterscheiden: zunächst als Hülfsbereitschaft der stärkeren Wesen gegenüber den schwächeren, dann als Huldigung der gröberen Naturen gegenüber den zarteren (die echte Ritterlichkeit), aber endlich auch als ein Spiel der Ausgereifteren mit den in allerlei Schwachheit, Unmündigkeit und Selbsttäuschung Befangenen. Die erste beruht im Grunde schlechtweg auf der Humanität; die zweite hat sich mit der aufsteigenden Gesittung unserer Völker geschichtlich entwickelt; die dritte ist ein unschöner Mißbrauch, nicht zu gutem Zwecke und in der That zum Verderb des rechten inneren Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Aber die Augen sind dafür wenig geöffnet.

Neuer Aberglaube.

Zu den Täuschungen, welchen die kulturfreudige Menschheit sich gerne hingiebt, gehört auch die, daß der Aberglaube nunmehr überwunden sei oder



doch wenigstens in seinen Resten überwunden werde. Er taucht in immer neuen Formen (neben denen die ganz alten und einfältigen übrigens still fröhlich weiterleben) stets wieder auf, nur manchmal ein wenig versteckt, unklar, dem eigenen Bewußtsein verschleiert. Zu seinen Formen in der Gegenwart und in der gebildeten Gesellschaft der gebildeten Gegenwart gehört z. B. das Bedürfnis, immer neue chemisch-medizinische Mittel oder Kurorte zu finden, die „aber wirklich wunderbar" helfen, rasch eine Reihe von unwiderlegbaren Wundern gewirkt haben und nun im Munde der gebrechlichen Gebildeten eine Art von Anbetung genießen — so lange, bis ein neuer Fund sie verdrängt und nach aller Verehrung der Verachtung preisgiebt. Und da der Aberglaube immer intoleranter ist als der Glaube, so üben die Heilgläubigen auf diesem Gebiete selbst gegen ihre berufenen Helfer, die Ärzte, ein tyrannisches Regiment aus. Ist es mehr zu belachen oder zu beklagen, daß die haltbedürftige und haltlose Gesellschaft die Fragen der eigenen Lebenserhaltung ganz mit derjenigen der Kleidermode zusammenwirft, daß sie der Thorheit so viel Ernst und dem Ernste so viel Thorheit entgegenbringt?









Ansprüche des Unverstandes.

Daß man sich die Dinge zu leicht ausführbar vorstellt, ist eins der Symptome des Unverstandes. Die abendländischen Lehrerinnen in Konstantinopel werden von den türkischen Müttern wohl mit dem Ansinnen gequält, ihren jungen Töchtern doch in drei Wochen das Klavierspiel, wenigstens den sicheren Vortrag eines hübschen Walzers, beizubringen. Aber das erscheint uns nur so besonders lächerlich, weil wir alle vom Erlernen des Klavierspiels eine genügende Vorstellung haben. Auf minder durchsichtigen und nur desto schwierigeren Gebieten der Bethätigung stellt man auch unter uns durchgereiften Westeuropäern oft genug an die zum Fache Berufenen Forderungen, deren Erfüllung sich die Wirklichkeit ebenso stark entgegenstellt wie jenem Wunsche der beschränkten Damen von Byzanz.

Laien und Fachfragen.

Beobachtet man das Verhalten der Laien gegenüber irgend einem bestimmten fachlichen Gebiete, so findet man bei der Mehrzahl derselben entweder eine stumpfe Gläubigkeit oder ein dreistes Mitsprechen, und vielfach ein Hin- und Herfahren zwischen beidem. Vielfach setzen auch solche Individuen, die

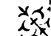




in irgend einer andern — nämlich ihrer eigenen — Sphäre zu großer Bedeutung gelangt sind, durch ebenso kühnes wie unreifes Urteil über Fragen des fremden Faches in Erstaunen. Nicht selten aber kommt es vor und ist von je her und für die verschiedensten Gebiete vorgekommen, daß zu gesunder Bewegung, zu wertvoller Neuerung, zu veränderter Richtung innerhalb eines Faches der Anstoß von außen her, durch Laienmeinung, gegeben wird. So muß denn der Fachmann zwar gleichgültig zu bleiben wissen gegen das Gerede derer, die ihn am Wege bauen sehen, aber doch stets das Ohr ein wenig geöffnet halten für einen wertvollen Zuruf, der vielleicht auch über den Zaun herüber an ihn gelangen möchte.

Fruchtbarer und unfruchtbarer Verkehr.

Sprichst du mit denjenigen, die durch Herkunft oder Stand, Stellung oder Geistesrichtung, oder durch alles das zusammen dir gleichartig sind, so entgehst du der Reibung und fühlst dich im Austausch der Gedanken wohl. Du trägst auch wohl einen gewissen Gewinn davon, aber du wirst nicht leicht in der Tiefe angefaßt. Und suchst du Berührung und Austausch mit denjenigen, die in jenen Beziehungen von dir recht verschieden sind, so kannst du deine eigenen Anschauungen prüfen und klären und deinen







Gesichtskreis erweitern, aber es kann auch unfruchtbare Reibung stattfinden, mit viel Unbehagen und Irrewerden. Doch wird das Zweite nicht vermeiden, wer es recht ernst mit seiner Vervollkommnung nimmt, und wer zur Erwerbung wahrhaft selbständiger Anschauungen die geistige Kraft besitzt.

Das große Vorbild.

Beim Rücktritt des Fürsten Bismarck ward in einer Zeitung die Mahnung „an die liberale deutsche Jugend" ausgesprochen, dieselbe möge „dem ersten Reichskanzler nacheifern nicht in seinen politischen Überzeugungen, aber in der Größe der Thatkraft und Entschlossenheit". Ein treffliches Beispiel von dem faden Spiel mit der Phrase. Ja, ahmt ihn nur nach in seiner Kraft und Größe und Sicherheit! Warum nicht? Nahm nicht schon in der uralten Wunderwelt der sprechenden Tiere auch einer sich den Stier zum Vorbild, obwohl er — nur ein Frosch war? Aber der mutete sich wenigstens etwas zu, er platzte schließlich sogar, und das muß ihm doch weh gethan haben. Ihr werdet euch wohl nicht wehe thun mit der Nachahmung, aber ein bißchen wohl thun mag euch die schöne Phrase, die schmeichelnde Beziehung!




Die wahren Pairs.

„Pair von Frankreich" wurde man durch Geburt und gelegentlich durch königliche Erhöhung. Fort und fort giebt es in jedem Lande eine — unsichtbare — Genossenschaft derer, die die Pairs in jenem Sinne der höchsten Vornehmheit heißen könnten. Nur empfangen sie ihre Würde nicht von ihrer Geburt und auch nicht von dem Wohlgefallen des Herrschers. Es sind diejenigen, welche auf allen den verschiedenen Gebieten thätigen, denkenden, gestaltenden Lebens zu unbedingter Selbständigkeit emporgedrungen sind, neue Bahnen eröffnen, neue Gedanken denken, neues Leben gestalten, deren Geist keinen Menschengeist mehr als unbedingte Autorität zu erkennen hat. — Mitunter freilich kommt den Menschen auch eine irrtümliche Ahnung von solcher Pairschaft. Nicht jeder, der es zum Kommerzienrat gebracht hat, darf darum einem großen Dichter vertraulich auf die Schulter klopfen.

❦

Der Schatten des Guten.

Vornehm wurde man einst dadurch, daß man eine höhere Tüchtigkeit, edlere Tugenden bewährte als die Menge. Und noch bildet die Andeutung gewisser Tugenden ein Stück dessen, was nun Vor-

nehmheit heißt. In der „Höflichkeit“ ist ein Schimmer von vielen edlen Dingen: Bescheidenheit, Demut, Pietät, Wohlwollen, Dankbarkeit, Hülfsbereitschaft, Opferwilligkeit und Ähnliches haben in den Höflichkeitsformen einen leichten Niederschlag gefunden. Aber wie weit ist es von dem Schatten und Schimmer zu der leuchtenden Gestalt der Dinge selbst! Und seltsam, das ernstliche Vertreten jener Tugenden selbst wird in derselben Gesellschaft öfter belächelt als gewürdigt, welche den bloßen Schatten, die bloße Formenhöflichkeit, so tiefernst pflegt, daß man diese fast als die thatsächliche Religion der guten Gesellschaft bezeichnen könnte.

Mancherlei Intimität.

Zwischen Menschen der höheren Gesellschaftskreise entspinnt sich oft, nachdem die diamantenen Thore der ersten Ceremonien passiert sind, rasch eine große äußerliche Intimität; man findet sich gegenseitig reizend und bezeugt das durch viel Süßigkeit der Mienen und auch wohl den Austausch der wärmsten Händedrücke. Diese rasche Vertraulichkeit erinnert — da doch einmal die Gegensätze im Leben sich berühren — sehr an die rasch erreichte Kordialität der Knoten. Sie könnte auch noch an etwas Anderes erinnern, wovon aber doch in Wirklichkeit jene beiden



Arten des überstürzten Anschlusses himmelweit abliegen: nämlich das leichte und fast unmittelbare innere Sichverstehen der Menschen von hoher Sinnesart, die unter sich gewissermaßen eine unsichtbare Kirche bilden und zur gegenseitigen Erkennung eines eigenen Zeichens, wie etwa der besondere Händedruck der Freimaurer ist, nicht bedürfen.

Künstliche Vornehmheit.

Zu der künstlichen Vornehmheit, um die so viele mit mühseliger Ausdauer ringen, gehört es auch, daß man äußerst gleichgültig erscheint gegen die Persönlichkeiten, die der Zufall des Verkehrs in unsere Nähe führt. Es ist aber belustigend zu sehen, wie oft und rasch hinter der gespielten eisigen Gleichgültigkeit eine recht alltägliche Neugierde hindurchbricht, sobald das Hindernis der Öffentlichkeit geschwunden ist, oder auch nur zu sein scheint. Wo die harmlose Natur so willkürlich verleugnet wird, stellt sie eben als gemeine Natur sich alsbald wieder ein.

Plebejer der Rede.

Wenn man Menschen trifft, die nach Kleidung und Ausstattung, nach Ansprüchen und Ton offenbar zur bevorzugtesten Schicht der Gesellschaft







gehören, mit Verschwendung von Zeit und Geld durch die Welt reisen, alles Schönste und Beste genießen oder von je genossen haben, und deren Rede dann eine örtliche Mundart in aller Echtheit und Lässigkeit vernehmen läßt, so erhält man mindestens ein Gefühl ästhetischen Mißbehagens, wo nicht gar eine Art von sittlicher Verstimmung. Denn alle jene andern Vorzüge kann der Zufall der Geburt oder des Glückes gebracht haben, aber das bescheidene Gebiet, auf welchem sich Selbsterziehung zunächst kundthun könnte, läßt eine solche ganz vermissen. Sorgfältige Rede ist andrerseits ein Mittel, um bescheidenen äußeren Aufzug bald vergessen zu machen; sie verleiht unmittelbar eine Art von Vornehmheit.

Kriegszustand.

Krieg aller gegen alle, das soll der rohe Zustand der ursprünglichen Menschengesellschaft gewesen sein, der also unabsehbar weit hinter uns liegt und unter uns. Aber wer heute zur ganz civilisierten Gesellschaft gehört, der scheint, indem er sich unter der Menge der Menschen bewegt, sich doch auch in einer Art von beständiger innerer Spannung allen denen gegenüber zu fühlen, mit welchen ihn nicht zufällig ein feierlicher Friedensschluß verbindet. Kommt es dabei nicht zu wirklichen Zusammenstößen, so ge-



schieht zum mindesten das, was man „thätliches Ignorieren“ nennen könnte. Wandel bringt in dies unheimlich eisige Verhältnis erst ein bestimmter Zauber, ein Formelwort von entscheidender Kraft, ein Sesam; das heißt: „Vorstellung“. So hat es die Weisheit unseres Geschlechts geordnet.

Positive und negative Höflichkeit.

Während im vorigen Jahrhundert und in dem früheren Teile des gegenwärtigen die Höflichkeit noch eine weit mehr positive war, hat sie seitdem einen mehr negativen Charakter erhalten. Früher galt es, sich anmutig zu bewegen, sich in reichen, schönen, breiten Wendungen zu ergehen, mit Wort, Ton, Miene und Blick freundlich zu wirken. Jetzt dagegen handelt es sich vor allem darum, eine Anzahl äußerlicher Handlungen korrekt zu erfüllen, eine gewisse feierliche Starrheit in Haltung und Miene zu bewahren, sehr vieles nicht zu thun, was zu thun nahe läge, und sehr vieles nicht zu sagen, was dem natürlichen Menschen auf die Zunge kommen will. Etwas Eigenes zu geben, eine Empfindung von seinem persönlichen Fühlen den andern einzuflößen, dieses Bestreben ist ganz abgethan. Eine beliebte und verbreitete, in verschiedene Sprachen (und natürlich auch die unsrige) übertragene Anstandslehre be-

ginnt jeden ihrer unzählbaren Paragraphen mit «Don't». So wird wohl ein Salon von heute, der in allen seinen Formen auf der Höhe der Zeit steht, wahrhaft zum Paradies — nicht der Narren (wie bekannte alte Dichtungen ein solches schildern), durchaus nicht, aber zum Paradies der Nullen.

Sünden der Rede.

Aus Höflichkeit freundliche Worte zu formen, ist zuweilen unvermeidlich. Ihnen mit Absicht mehr Wärme zu geben, als nötig ist, das kann schon nicht edel heißen. Manche aber rechnen es zur Verkehrskunst, den Ton der Innigkeit in das hineinzulegen, was nur Formel sein kann und soll. Und das ist nicht mehr harmlose Gewöhnung, es ist Mißbrauch, ist Sünde, mehr als vieles andere, was den Namen Sünde führt.

Niedere und höhere Wahrhaftigkeit.

Es giebt eine niedere und eine höhere Wahrhaftigkeit, und es ist verkehrt, daß die Verstöße gegen die erstere so viel schwerer geschätzt werden als die gegen die letztere. Der jugendliche oder der mit seinen Nöten ringende Mensch, der im Verhör statt



ja nein antwortet und damit zweifellos eine Lüge ausspricht, sie sind im Grunde sehr leichte Sünder gegenüber allen jenen, die ihr wirkliches Empfinden in willkürlicher Verfälschung zu zeigen gewohnt sind, die mit Miene, Ton und Händedruck ein beständiges fragwürdiges Spiel treiben, die die Worte mutwillig um sich streuen, als ob sie zu ihrem Inneren gar keine Beziehung zu haben brauchten, die nicht einmal für sich selbst Maß und Klarheit suchen, und schließlich so wenig als andere sagen könnten, was sie selbst in Wirklichkeit fühlen und sind.

Verwässerte Worte.

Es ist ein Jammer, daß die Menschen nicht einmal ein schönes Wort in seinem Werte bestehen lassen können, daß sie zum gemeinen Rechenpfennig machen, was edelste Münze war. Wie hohen Inhalt hatte das Wort „liebenswürdig", als es zuerst gebildet ward! Die Seelenbeschaffenheit jemandes mit einem Zuge zu bezeichnen als „wert, geliebt zu werden", das war ja wohl ungefähr der beste Ausdruck, den man ihr widmen konnte. Und nach und nach, durch die ewig geschäftige Verschiebung, Verwässerung von Worten und Empfindungen, ist derselbe Name ein schales Lob geworden, das der bloßen äußerlichen







Glätte des Benehmens gegönnt zu werden pflegt, und bei dem an eine erfreuliche Kraft des Herzens, die doch allein der Liebe wert ist, gar nicht mehr gedacht wird.

Sittliche Legierung.

Dem Gold und Silber wird unedles Metall zugesetzt, damit es geeignet werde, als Münze durch die Welt zu wandern. Und die gleiche „Legierung“ müssen sich unter den Menschen die reinen Tugenden gefallen lassen, um in ihrem Verkehr genehm zu werden. Und so wird denn aus dem Edlen das bloß Noble, aus der Treue die Loyalität, aus der Anmut die bloße Eleganz; statt des Erhabenen gilt das Grandiose; das Sittliche wird zum bloß „Korrekten“, die Würde zum Anstand, die Vornehmheit zur Feinheit; die Selbstbeherrschung sinkt zur Diskretion herab. Und die so legierten Eigenschaften (die übrigens selbst im Namen meist die heimische Echtheit verloren haben) haben unter den Menschen Wert und Kurs.

Surrogate.

Aber vielleicht ist diese ganze Vergleichung zu günstig, und richtiger wäre zu sagen, daß die arme Welt sich an Surrogaten der Tugend genügen lasse, weil

ihre innere Kaufkraft für die echten Dinge nicht zureicht!

Volkstümliches.

In unseren höheren Ständen schwärmt man für das Volkslied, für Dorfgeschichten und Volksschauspiele, für Rosegger, Vautier und Defregger, für Ludwig Richters Bauernkinder im Holzschnitt, für die Schriftsteller in Volksmundart, für Sommerfrische in Bergdörfern, für Volkstrachten in den Gebirgsthälern, also anscheinend nach allen Seiten für das rechte und eigentliche Volk und sein volkstümliches Leben. Aber wie weit ist man in denselbigen höheren Ständen davon entfernt, mit den einzelnen Menschen aus dem Volke, wie sie uns grade entgegentreten, — nicht, einen Augenblick freundlich zu thun, aber wirklich herzliche Fühlung zu nehmen! Wie ängstlich meidet man einen über das Notwendige hinausgehenden Verkehr mit den Abhängigen! Wie fürchtet man, sich selbst eine Stufe tiefer zu stellen, wenn man nicht in kühler Höhe über den Geringeren, den Abhängigen und Dienenden verharrt, wenn man von ihnen etwa vor den Augen anderer eine Vertraulichkeit entgegennehmen müßte! So ist jenes Schwärmen eigentlich nur ein Zeichen, wie weit man sich innerlich von der Sphäre des Volkes entfernt weiß.

*Ergebung und Sträuben.

Die Menschen aus bescheidener Lebenssphäre ergeben sich leicht und ruhig in das Alter, wenn es sich fühlbar macht, und selbst da, wo die Zeichen des Niedergangs verfrüht auftauchen als Folge allzu mühereichen, kümmerlichen Lebens, nehmen sie das ruhig hin als das natürliche Geschick, „das Alter", dem man sich zu beugen habe. Und die Mitglieder der höheren und freieren Gesellschaft thun fast weinerlich, wenn bei ihnen — spät genug, denn sie haben ja immer gut gelebt und weise die Arbeit mit der Erholung wechseln lassen — wenn bei ihnen nun doch das Alter sich ankündigt; sie wehren sich mit Aufbietung aller Heilkünste, sie bemitleiden sich und wollen von ihrer Umgebung bemitleidet sein, noch lieber aber zu ihrer inneren Stärkung Komplimente über das noch vorhandene Maß von Jugendstärke empfangen. Wer da hat, der hält es für sein Recht, daß ihm gegeben werde.

Weltsicherheit.

Um die Weltsicherheit, welche Erfahrung und Umgang allmählich mit sich bringen, ist es eine ganz schöne Sache; sie verschafft Vorteile, die verdient worden sind. In gewissen Kreisen aber



trachtet man danach, diese Weltsicherheit schon dem frühen Alter zu verleihen, und man erzielt ohne Schwierigkeit etwas, was ihr ähnlich sieht, ein dreistes Geltendmachen des Ich und kühles Übersehen fremder Daseinsrechte. Aber für die kleinen Vorteile, die diese Sicherheit des Auftretens gewährt, wie viel Schaden hat man den jugendlichen Wesen angethan!

Trauernde Reisende.

An den lieblich gelegenen Orten, an welchen in freundlicher Jahreszeit die Kranken, Genesenden und die Müßiggänger zusammenströmen, begegnet man in der Schar der Gäste auch solchen, die Trauergewänder tragen und die hergekommen sind, damit sie nach einem herben Verlust sich angenehm zerstreuen und neue Freude am Leben gewinnen. Man kann ein wenig verstimmt darüber sein, wie weich diese von ihrem Geschick gebettet wurden, daß selbst die unentrinnbaren Schläge sich ihnen solchermaßen abstumpfen. Auch ist es vielleicht nicht das Schönste und Erfreulichste, wenn man dem vollen Ausleben eines großen Schmerzes sich gewissermaßen durch die Flucht in das Land sanfter Sinnenreize zu entziehen trachtet.

*In der Generalprobe.

Wie anders ist's im Konzertraum am Tage der Generalprobe und wie anders in den Stunden der Aufführung! Dort ein so unscheinbares Publikum, stille Leute, die bescheiden auf ihre Plätze schleichen, für die sie nur eine Bagatelle, nur eine Mark und fünfzig Pfennige, bezahlt haben; gar nicht in festlichem Anzug, obwohl die schlichten, dunklen Gewänder bei ihnen vielleicht schon doch eine Art von Sonntagstoilette bedeuten, denn es sind eben Leute, die nur eine Mark und fünfzig Pfennige für ein Oratorium oder eine Symphonie ausgeben können, und denen man anmerkt, daß der Besuch einer solchen Probe schon einigermaßen Epoche macht in ihrem Winterdasein. Nicht ganz wenige sitzen mit der Partitur oder wenigstens dem Klavierauszug auf den Knieen; andere legen ihre staunende Bewunderung in ziemlich bürgerlicher Attitüde an den Tag. Auch die Mitwirkenden strahlen heute noch nicht, weder an Gewand noch Mienen, die Solisten kamen im Reisekleid, der Kapellmeister dirigiert in einer Joppe, und vielleicht geben jene ihre Stimme heute nur halb zum Besten, und der Kapellmeister die seinige desto reichlicher; denn gar zu häufig klopft er ärgerlich ab und kanzelt die Bässe oder die Bläser oder den Sopran oder was sonst herunter; er läßt wiederholen, statt durchzuführen, und probieren statt dar-





zubieten. Und die Hörer drunten im Raume nehmen alles geduldig hin, denn sie wissen ja, daß sie nur eine Mark fünfzig bezahlt haben und nichts Ganzes oder annähernd Ganzes dafür fordern dürfen. Aber sie sitzen voll Andacht und Dankbarkeit für das, was sie hören. Hier leuchtet das Angesicht eines fast erblindeten Alten, dem nun die edle Musik dreifach wertvolle Seelenspeise geworden ist; dort breitet sich über die wehmütigen Züge eines einsamen Weibes etwas wie himmlischer Friede; drüben blicken die Mitglieder einer Familie in den Pausen oder bei Höhepunkten einander beglückt und innig in die Augen; hier vergißt das junge Mädchen aus gutem Hause, nun aber zum Dienst bei schlechteren Leuten gezwungen, im Besitz des ihr geringschätzig übergebenen Probenbillets der elenden Gegenwart in dem zeitlosen Reiche des Schönen. Und auch diejenigen, die nicht Kenner sind, sondern nur irgendwie mit hereingekommen, stören nicht die dankbare Stimmung des Ganzen. Morgen freilich wird es viel schöner sein; da strahlen die Mienen und die Gewänder und der ganze Saal, da ist Festtag und Feststimmung, da wird das Beste dargeboten, da herrscht Höflichkeit und Huld und lautes Entzücken. Aber es wogen auch viel fremde, falsche Empfindungen mit durch den Saal oder durch die Seelen der Hörenden, viel Leere ist zwischendurch vorhanden, und der verklärte Genius des Tondichters lächelte freundlicher und







segnender herab auf die unscheinbare Zuhörerschaft vom Tage der bloßen Generalprobe.

Ein eleganter Gottesdienst.

Ich sah etwas sehr Eigentümliches, nämlich — einen eleganten Gottesdienst. Es war am Karfreitag, in einem schönen, milden Lande, wohin viel Schwache, Genesende und Müßige strömen, aus der guten Gesellschaft natürlich. Das Innere der Kapelle war ein sehr sauberer, anmutig bemalter Saal, die Andächtigen sämtlich in neuen, gut sitzenden Handschuhen, mit hübschen Spazierstöcken, und sonst entsprechend. Die zahlreichen Damen kamen meist zu spät; von bestimmten, dazu berufenen Personen wurden ihnen — während des begonnenen Gottesdienstes — mit viel Anmut die Honneurs des Hauses gemacht, zu Stühlen verholfen, und ihre Dankesblicke mit tadellosen Verbeugungen vergolten. Die beiden Geistlichen, von denen der eine Gebete las und der andere predigte, zwei junge Männer, nicht im bauschigen Talar, sondern in dunklem Gesellschaftsanzug, mit schwarzem Gehrock und wohlgepflegten Bärten, sprachen nicht donnernd oder polternd, auch nicht feierlich eintönig, sondern mit matter, weicher, schmachtender, wohltönender Stimme, ungefähr wie man im Salon ein sentimentales Gedicht vortragen hört;



wunderbar sorgsam ausgearbeitet war in ihrem Munde die Sprache, und daß dieselbe — es war die französische — ganz und gar mustergültig erklinge, war ihnen sicher ein großes Anliegen. Kraft hatte die Predigt nicht, Tiefe auch gar nicht, aber Spiegelklarheit und vollste Glätte; zur Bewunderung der Schönheit der biblischen Darstellung wurde zum öfteren aufgefordert, und das waren die Höhepunkte. Und mit allem, Rede und Gebeten, Gesang und Orgelspiel wurde niemand innerlich beunruhigt, niemand aufgeregt, jeder nur ästhetisch angenehm befriedigt. So verließ man den freundlichen Raum, erging sich draußen in Ausdrücken einer angenehmen Genugthuung, um dann, rasch von anderen anmutigen Dingen weiterredend, mit sauber glänzenden Stiefeln nach Hause zu promenieren. In der That, das Ganze war mustergültig gewesen als — eleganter Gottesdienst. (Der böse Voltaire sagte freilich, daß oft das Adjektiv der größte Feind des Substantivs sei, obwohl es mit demselben im Genus und Numerus mitsamt dem Kasus übereinstimme.)

*Seltsame Ähnlichkeit.

Ich will niemandem zu nahe treten, aber die Frage kam mir zuweilen, warum Kommerzienräte und Pastoren oft einander so ähnlich sehen, da sie doch

gewissermaßen im Dienste der beiden allerverschiedensten Herren stehen, von denen in einer bekannten Stelle des Evangeliums die Rede ist, oder da doch die einen sich in derselben Welt sehr fest eingemietet haben, über welche die andern sich ganz erheben wollen. Aber darin sind beide doch einander gleich, daß sie nun außerhalb des kämpfenden Gewühles der armen, ringenden Weltkinder stehen, beide als eine Art von Siegern der großen Schar gegenüber, unabhängig geworden von allerlei gemeinen Lebensfragen, und damit auch ein bißchen königlich sicher, wie sich das in den Mundwinkeln festsetzt und als heitere Ruhe über das Angesicht legt.

*Menschliche Schlacke.

Ehe die große Scheidung zwischen den Trägern höherer Bildung und der ihrer entbehrenden Menge sich vollzogen hatte, da war das Volk im ganzen gleich dem erztragenden Gestein. Nun aber das edle Metall durch einen Schmelzprozeß daraus abgesondert ist, da ist, was übrig blieb, zur Schlacke geworden, die nur noch tauglich scheint, als Kies den Boden zu bedecken, auf dem der Fuß schreitet. Und so geht durch die Brust derer, die nun das Volk heißen, zu Zeiten ein Bewußtsein der Öde und der Würdelosigkeit. Zum Glück ist das Bild nicht ganz






wahr, die Scheidung nicht endgültig, die Schlacken nicht wahrhaft leer und ihre Umbildung zum edleren Erze eine tröstliche Möglichkeit.

Gehässiger Luxus.

Mit Ausdrücken der ungemessensten Bewunderung erzählt man von der Einrichtung moderner großer Auswandrerschiffe. Alles, was Prächtiges und Üppiges ersonnen werden kann, ist da zu finden; von Marmor, Gold und Krystall, von Samt und Seide erglänzen die Räume; edle Kunstwerke fehlen nicht, und natürlich noch viel weniger alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten, welche die heutige Technik zu liefern vermag; von dem, was der Gaumen Köstliches begehren kann, wird nichts vermißt. So freundlich umfängt die Kultur eines glücklichen Jahrhunderts die Menschenkinder, um ihnen über die kleinen Unbequemlichkeiten einer Seereise durch holde Sinneserquickung hinwegzuhelfen. Freilich nicht alle! Nur diejenigen, die den Preis der ersten Klasse zu zahlen vermögen, oder doch wenigstens der zweiten! Was die übrigen betrifft, so ist es natürlich und nun einmal nicht zu ändern, daß dieselben — auch auf den unvergleichlichen Prunkfahrzeugen der neuesten Entwicklungsstufe — ganz wie ehedem transportiert werden, zusammengepfercht, fast erstickend in schlechter

Luft, endlosem Unbehagen und hundert peinlichen Entbehrungen und Berührungen preisgegeben. Das sind aber eben nur die Passagiere der dritten Klasse! Es könnte freilich jemandem in den Sinn kommen, daß Mensch und Mensch nicht so grundverschieden behandelt werden dürften; daß nicht an den Einen ohne Notwendigkeit verschwendet werden solle, was vielen Andern so herb vorenthalten werde; daß das gemeinsame Fahrzeug ein wenig die menschliche Gesellschaft abbilden solle, und die Gesellschaft ihrerseits ein gemeinsames Fahrzeug; daß das Geld nicht zu weitgehende Huldigung empfangen und nicht zu mutwilligen Vorteil schaffen solle; daß trotz etlicher Revolutionen und reichlichen Freisinns noch sehr häßliche Züge die Gesellschaft durchziehen. Das alles könnte jemandem in den Sinn kommen bei der Besichtigung jenes Stolzes seiner Verfertiger und Besitzer, des schönen neuen Auswandrerschiffes.

Europäischer Pairsschub.

Es ist regelmäßige geschichtliche Entwicklung, daß zunächst wenige in begünstigte Stellungen emporsteigen, sich dort gemeinsam befestigen, ergänzen und abschließen, daß aber die Menge nachdrängt und in gewissen Zwischenräumen zu erheblichen Bruchteilen die Schranke durchbricht, in die gegnerischen Linien



hineingelangt. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gelang das dem städtischen Bürgertum gegenüber der Ritterschaft, mit der Reformation den Laien gegenüber dem Clerus, mit der französischen Revolution dem dritten Stande — um von geringeren Vorgängen dieser Art zu schweigen. Es erfolgte da gewissermaßen jedesmal (allerdings nicht durch herrschaftliche Entschließung, sondern aus eigener Kraft) ein europäischer Pairsschub. Könnte es zweifelhaft sein, daß nach diesem Gesetze auch noch weitere Entwicklung sich vollziehen werde?

*Durchschnitt und Typen.

Die Durchschnittstemperatur des November ist derjenigen des Februar ungefähr gleich. Aber bei dem ersteren Monat pflegt sie sich aus ziemlich gleichartigen Temperaturen der einzelnen Tage zu ergeben, in dem letzteren treten zwischen Reihen von bitterkalten Wintertagen auch schon die freundlichen Vorläufer des mildesten Frühlings auf. Und so kann das Verhältnis der beiden Monate lehren, daß der Durchschnitt aus einer Menge noch keine Anschauung der wirklichen Natur der vielen ergiebt. Wenn man's nur beherzigen wollte! Aber wir suchen ja überall den Durchschnittscharakter; wir wollen die Nationalitäten mit einem Worte charakterisieren, und vielleicht

die Volksstämme, oder die Berufsarten, die Glaubensgenossenschaften, und was sonst für Gesamtheiten in unsern Gesichtskreis treten. Und die Schätzung, selbst wenn sie in gewissem Sinn richtig, wenn sie durch Ineinanderrechnen aller Eigenschaften herausgekommen wäre, ist moralisch unwahr. Das Lebendige ist immer mannigfaltig, und mannigfaltig vollzieht sich die Mischung der Eigenschaften. Der Charakter des Ganzen ruht auf weit auseinandertretenden Typen, darunter die Träger reichen Lichtes so wenig fehlen wie die Vertreter verwerflicher Eigenart. Und Weite des Blickes muß anstreben, wer über weite Ganze urteilen will. Man thäte doch dem Februar Unrecht, wenn man ihn als November achten wollte, wie eisig auch zu Zeiten der Wind darin weht und wie dicht die Schneeflocken fallen.

Sittlichkeit der Völker.

Die Völker muten sich gegenseitig zu, als Völker gleich Individuen nicht bloß sittlich zu handeln, sondern selbst edelmütig gesinnt zu sein und so zu verfahren. Aber jedes Volk ist in seinem Leben viel zu sehr von natürlichen Einflüssen bestimmt, um eine solche Höhe zu bewahren, wie sie der einzelnen Persönlichkeit in ihren Beziehungen zu andern möglich ist.







Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit.

Zu meinen, daß die Liebe zum eigenen Volk und Vaterland die Gerechtigkeit gegen die Fremde ausschließen müsse, ist so falsch, wie wenn man um der Liebe zur eigenen Mutter oder Familie willen für diese schlechthin bessere Herzenseigenschaften in Anspruch nehmen wollte, als sie in anderen Familien gefunden werden könnten.

*Haltbare Liebe.

Die meisten tragen die Vaterlandsliebe wie ihren Rock — aus feinem, gutem Stoffe, aber haltbar erst dadurch, daß er mit einem ordinären Gewebe gefüttert ist, nämlich mit dem Hasse oder der Geringschätzung gegen die Fremde.

*Internationale Schienenwege.

Immer mehr Schienenwege führen von Land zu Land, immer schneller werden die Entfernungen durchmessen, immer einladender sind die Einrichtungen für die Fahrenden geworden, immer größer wird der Strom derer, die hinüber- und herüberjagen. Aber eine Folge dieser vervollkommneten Verbindung





läßt bis jetzt noch vergeblich auf sich warten. Oder hätte es den Anschein, daß die Völker sich dadurch innerlich näher gebracht worden seien, einander um so besser zu verstehen begännen oder doch weniger sich zu verkennen? Das könnte nur ein sehr schwacher Anschein sein, den wir Menschen von gewöhnlicher Sehkraft noch nicht gewahren.

Die Untugenden unserer Nachbarn.

Den Franzosen traut man zwar wenig Unparteilichkeit zu und auch nicht zu viel Bescheidenheit. Aber doch ist es ein Franzose, nämlich der alte Barthélemy St. Hilaire, der eines Tages seinen Landsleuten — aus einem Anlaß, wie er auch anderswo gegeben zu werden pflegt — zurief: „Was gehn uns die Untugenden unserer Nachbarn an? Suchen wir doch die unsrigen zu überwinden!"

Stammestugenden.

Daß das Lob der eigenen Person keinen guten Geruch hat, weiß jedermann. Dafür aber glaubt man seinem Volke oder seinem Stamme lauter Tugenden nachrühmen zu dürfen. Und doch ist's mit den tugendhaften Eigentümlichkeiten der Gesamtheit weit unsicherer bestellt als mit denen der Ein-








zelnen. Als bieder z. B. rühmt man (oder rühmen sich selbst) gewisse Volksstämme. Niemals aber ist das, was wirklich bieder zu heißen verdient, von einem weiten Kreise von Menschen verwirklicht. Man nimmt dafür denn schon einen Mangel an Kunst der Menschenbehandlung, an Gewandtheit und Durchtriebenheit im rasch wechselnden Verkehr mit vielen, eine gewisse Geradlinigkeit der Anschauungen und der geistigen Bewegung, welche Dinge aber weder ein schönes Maß von bäurischem Egoismus, noch ein tiefes Verstecken der eigentlichen Motive, noch selbst Verschlagenheit ausschließen. Und ähnlich ist es mit sonstigen Stammesvorzügen. Aber ähnlich ist es auch mit den nationalen oder Stammes-Untugenden, die man zu behaupten pflegt! Es ist das vielfach mehr ein Eindruck, den die anders Gearteten und darum zu objektivem Verständnis des fremden Wesens nicht Befähigten empfangen, als wirklicher Thatbestand.

*Der Streit der Nahen.

Am ernstlichsten streiten diejenigen miteinander, die am engsten zusammengehören. Bruder und Schwester handeln, was zwischen ihnen auftaucht, viel kühler miteinander ab, als Mann und Frau; sie können ebenso bequem nebeneinander hergehn als miteinander. Aber wo innige Verbindung nach







der Natur der Dinge sein soll, da hat alles trennend Dazwischenkommende gleichsam scharfe Stacheln. Und so ist es auch in größeren Verhältnissen. Darum ist's ein so schlimmer Haß, der zwischen Nachbarn, oder Bruderstämmen, oder zwischen alten Freunden, oder Parteien im Vaterlande.

* Schwankende Selbsteinschätzung.

Wen andere in einer bestimmten Weise schätzen, dem ist es leicht, auch für sich selbst ein Maß der Schätzung zu finden. Wer aber, ohne von seiner Umgebung eine sichere Anerkennung zu genießen, den Maßstab seines Wertes sich selbst suchen soll, der schwankt fast immer zwischen Überschätzung und Unterschätzung hin und her. Das ist so nicht bloß bei Einzelnen, sondern auch bei Völkern. Und an uns Deutschen insbesondere ist es fühlbar, daß die Mitwelt uns viel verachtet und vereinzelt gewaltig gepriesen hat. Darum fahren wir bis auf den heutigen Tag hin und her zwischen einem starken Glauben an uns selbst als Nation, und nicht minder starken Zweifeln an unsrem Wert unter den Völkern. Und wenn die letzteren nicht immer in Worten ihren Ausdruck finden, so finden sie ihn um so häufiger in Handlungen, durch die wir uns wegwerfen.






*Vertretung beim Ausland.

Wir klagen nicht selten darüber, daß wir vom Auslande nicht gekannt seien oder nicht recht geschätzt und noch weniger geliebt. Und freilich, damit dies im großen anders werde, müssen große Wandlungen vorgehn. Aber ich finde nicht, daß der Einzelne von uns da, wo er könnte, an seinem Teile das Rechte zu thun pflegt, um jenes Verhältnis zu bessern. Wir alle müssen in gewissem Sinne ein wenig „Mehrer des Reichs" sein, wir müssen moralisch je ein paar Fuß breit Terrain erobern, indem wir bei der Berührung mit Ausländern uns bewußt sind, wie wir in diesem Augenblicke eine Mission besitzen, wie wir wirklich unser Vaterland zu vertreten haben. Nicht durch Rühmen und Eigensinn, sondern durch ein solches Wesen, das allgemein menschlich in Ehren steht und allenthalben Beifall findet, durch williges Verständnis des Fremden, durch maßvolles Urteil, durch vornehme Selbstbeherrschung, durch Herz. Und statt dessen kann man alle Tage sehen, wie der Deutsche unter Ausländern bald sich steift und bald sich wegwirft, oft sogar, wie er den Fremden gar nicht ernst nehmen, sondern als einen halbkomischen Untermenschen behandeln will. Damit aber wird keine gute Saat gesät, und jedes Korn trägt irgendwie seine Früchte.

*Im Trunke.

Die Männer sind einander ungleich im Trunke, und der Einzelne wird im Trunke sich selber ungleich, er nimmt eine neue Natur an; das ist eben nicht seine Natur, aber man muß sie kennen, um den Mann ganz zu kennen. Auch die Völker — oder überhaupt die Gemeinschaften, die Mengen — haben ihre Trunkenheit und zeigen dann dieselbe neue Natur, wie dort der Einzelne. Und wenn zu solchen Zeiten die Hochcivilisierten blutdürstig, die Wohlerzogenen maßlos, die Trockenen sentimental, die Feinsinnigen roh und brutal werden, so muß man ihnen zwar darum jene Tugenden nicht absprechen, sie auch nicht für Heuchelei halten, aber man muß eben doch auch diese Region ihres Wesens kennen und sich merken, so viel man weiterhin mit ihnen zu thun oder über sie zu urteilen hat.

*Leichte Schleier.

Die Franzosen reden von der mauvaise honte als einer sonderbaren und verkehrten Eigenschaft der Leute „über dem Rhein". Und mancher unter uns Deutschen hat in der That Grund, sich etwas weniger verlegen oder linkisch unsicher beim Gegenübertreten von neuen Personen zu wünschen; bei manchem dauert es gar zu lange, bis die unsichtbare Nebelschicht der

Fremdheit zwischen ihm und dem Gegenüber sich zerteilt hat. Das ist kein Vorzug, das mag ein Rest aus unserer sogenannten Barbarenzeit sein, aus der Periode, da wir den Naturvölkern noch gleichstanden oder zugehörten. Aber es liegt in der leichten Befangenheit vor Fremden auch etwas von der Kindesnatur, das wir g e r n e als unser Eigentum schätzen wollen; eine zarte Hülle um die innerste Persönlichkeit, die sich nicht schnell ganz öffnen will und der andern Persönlichkeit ihren Schleier nicht mißgönnen, ist uns Bedürfnis, und es stößt uns ein wenig ab, wenn diese Hülle fehlt, wenn man zu raschen und unmittelbaren Rapport mit uns sucht. Ein solches Wesen ist uns minder vornehm, auch wo es nicht als gemeine Neugier, Zudringlichkeit oder Dreistigkeit sich darstellt.

Die Schätzung des Fremden.

Von den Büchern, welche in den letzten Jahrzehnten im Auslande über Deutschland erschienen sind, hatten bekanntlich einige einen gehässigen Endzweck, mehrere andere aber einfach den, ihre Landsleute wirklich Deutschland kennen zu lehren und insbesondere die eigentümlichen Vorzüge wie Schwächen unseres nationalen Lebens vor Augen zu führen. Auch dann, wenn sie wenig tadeln, will uns ihr Tadel zum Teil ungerecht und willkürlich erscheinen.



Indessen auch da, wo sie loben, hat der einsichtsvolle und ernste deutsche Leser vielfach das Gefühl, daß ihr Lob nicht recht zutrifft, daß sie nach unzulänglicher Wahrnehmung allgemeine Urteile fällen, daß die Einschränkungen vergessen sind, daß das Bild verschoben ist. Und dies alles, wie schon angedeutet, ohne eine ungünstige Absicht, selbst von wohlwollendster Stimmung aus! Es wird uns Deutschen möglich sein, auf Grund vielseitigerer Beobachtung richtiger über das Ausland zu urteilen; aber erinnern kann die Thatsache immerhin, wie überaus schwer es ist, ein fremdes Land und Volk nach seinem Wesen und Wert richtig zu schätzen, und von dem Glauben an die Unfehlbarkeit unseres eigenen Urteils über die Fremde kann sie uns wohl ein wenig zurückhalten.

Das Volk des Südens.

Kinder streiten manchmal auf der Straße miteinander über die Vorzüge ihrer Familien und finden dann wohl, komisch genug, seltsame und geringfügige Dinge, worauf sie besonders stolz sein zu dürfen und womit sie ihre Gegner zu übertrumpfen glauben. Auch viele ganz Erwachsene können, indem sie Fremdes ansehen, sich nicht versagen zu denken oder auszurufen, daß sie selbst immer noch etwas Besseres besitzen. Ich hörte manche Nordländer (Deutsche aus



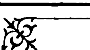

den Küstenländern von Nord- und Ostsee) vor den wundervollsten Landschaften des Südens protzig und geringschätzig sagen: ja, aber bei uns giebt es so schönen Buchenwald, den haben sie hier gar nicht, und der ist doch noch etwas ganz anderes! — Auch in Beziehung auf das Volk der fremden Länder suchen solche Naturen nur nach den Seiten, die sie verachten dürfen, um dann in das Bewußtsein ihrer Vorzüge eingeknöpft nach Hause zurückzureisen. Im Süden finden sie z. B. eine unberechtigte Putz- und Vergnügungssucht (die nicht im Verhältnis zu dem zurückgelegten Vermögen steht) und einen kläglichen Mangel an Reellität im Handel. Und doch hat dort der Putz, dem nie die Anmut fehlt, nicht (wie im Norden) den Sinn, sich vornehmer zu zeigen, sondern nur heiter zu beleben; die Vergnügtheit bedarf keiner groben Erregungsmittel und ist kindlich harmlos; und der Mangel an festen Grenzen in dem kleinen öffentlichen Handel ist, wenn auch sicherlich kein moralischer Vorzug, doch eben eine Seite der Lebhaftigkeit des volkstümlichen Empfindens und Gebarens; das Feilschen ist ein anregendes Spiel, durch das niemand unglücklich und auch niemand eigentlich betrogen wird — obwohl er dabei verlieren kann, wie gewinnen.




Noch etwas Barbarentum.

Seit unsere Vorfahren in mächtigen Kriegsheeren sich über die Alpen in das Südland führen ließen, um dort Schlachten zu schlagen, Städte zu nehmen und als Sieger und Herren aufzutreten, sind manche Jahrhunderte verflossen. Noch viel längere Zeit, seit sie als unwiderstehliche Völkerwogen das Römerreich überfluteten. Nach all dem endlosen Kampf ist nun freundlicher Friede. Nun ziehen nur friedliche Scharen von Nordländern nach Italien, um das Land und seine Schönheit zu sehen. Aber wenn man vielfach doch noch ein wenig Barbarentum in ihnen sähe, wär's nicht zu verwundern. Wie viele (neben den wirklich urteils- und genußfähigen Edlen wie viele andre!) reisen durch das Land, weil ihre Börse ihnen eben erlaubt, das Beste in aller Welt zu genießen, treten mit dumpfem Verständnis vor die Kunstgebilde hin, wandern ohne Herzensfreude durch Museen und Kirchen, legen etwas unechte Begeisterung an den Tag, schelten dazwischen über alles Ungewohnte und Unbequeme in der fremden Lebensweise, blicken mit Hochmut auf die Bevölkerung, unter der sie sich massiv und anmutlos bewegen, und reden schließlich mit innerer Beteiligung nur von den Gasthäusern, in denen sie gespeist, und von den Preisen, die sie bezahlt haben! Das thut freilich dem Land und Volk nicht wehe, aber noch weniger





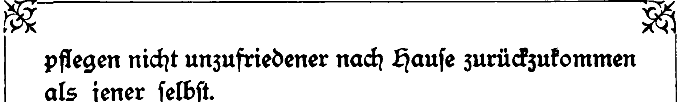
kann es dem verständigen Beobachter wohl thun, denn es macht sich da im Grunde doch nur eine rohe Überlegenheit geltend, nämlich die des Geldbeutels.

Unverwüstliche Anmut.

Selbst beim Schelten und Zanken bewahren die Südländerinnen noch ein Maß von Schönheit, von Anmut und Würde. Und so war es den alten Dichtern nicht unmöglich und für die Hörer nicht abstoßend, selbst Göttinnen zankend vor Augen zu stellen!

Verschiedene Reisende.

Der Deutsche geht auf Reisen im Vertrauen auf die von ihm zum voraus erworbene Kenntnis fremder Länder, Sprachen und Eigentümlichkeiten; der Franzose im Vertrauen auf seine Kunst, mit Menschen umzugehn, Menschen zu gewinnen; der Engländer im Vertrauen auf seine persönliche Kraft, vieles zu leisten, auf seinen Blick für das unmittelbar Notwendige, auf seine Entschlossenheit gegenüber auftauchenden Schwierigkeiten. Der erste sorgt — oder triumphiert — zum voraus, wie es dem zweiten und dritten draußen ergehen werde; aber beide



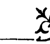
pflegen nicht unzufriedener nach Hause zurückzukommen als jener selbst.

Zur Charakteristik der Engländer.

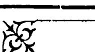
Die Engländer sind nicht reflektierende Naturen, auch nicht solche, die leicht und vielerlei aufnehmen oder wiederspiegeln, auch im allgemeinen nicht vielseitig beobachtende, sondern vor allem wollende. Darin liegt ihre Stärke, aber daraus, aus der Bestimmtheit und Stetigkeit ihres Wollens, ziehen sie auch in hohem Maße ihr persönliches inneres Glück.

Engländer unter Fremden.

Wahr ist es, daß die Engländer sich unter fremden Menschen bewegen, als wenn dieselben einfach nicht vorhanden wären, und daß das als Rücksichtslosigkeit ärgerlich fühlbar wird. Aber es fehlt ihnen doch auch die angenehme Kehrseite dieser Eigenschaft nicht: gänzlich fern liegt es ihnen, sich beobachtend oder schnüffelnd in das persönliche Leben der andern hineinzudrängen — was bei den Angehörigen gewisser anderer Nationen gar nicht wenig üblich ist. Und man lernt denn wohl, sich mit jener Unbekümmertheit abfinden und diese Zurückhaltung schätzen.





Der englische Anstandskodex.

Nirgendwo haben sich so feste Umgangsformen so gleichmäßig und bindend entwickelt als in England. Warum bedurfte man dort eines so peinlichen Kodex? und warum trägt er einen so durchaus negativen Charakter? Zu Grunde liegt nichts anderes als die niederdeutsche Starrheit, Unbehülflichkeit, Anmutlosigkeit nebst der Langsamkeit des inneren Lebens, der Verschlossenheit, dem Mißtrauen, zusammen freilich mit dem Sinn für das Saubere, Solide, Regelrechte. Aus diesen natürlichen Zügen ist durch jahrhundertelange Kultur der vielgegliederte englische Anstandskanon entwickelt worden. Er hält nun den geselligen Verkehr in guten Bahnen unter einem Volke, bei dem von der natürlichen Anlage der Einzelnen nimmermehr das Nötige erwartet werden konnte. Und er „arbeitet" so sicher, daß das Ausland mehr und mehr sich ihm freiwillig unterwirft.

Anglikanische Geistliche.

Die Geistlichen der englischen Kirche sind, obwohl durch Kleidung ein wenig charakterisiert, doch im übrigen nichts weniger als Sondermenschen. Sie sind in Auftreten und Benehmen unter den „Korrekten" die Korrektesten, oft unter den Eleganten die







Elegantesten, bei den turnerischen Spielen vielfach die Eifrigsten, und in offenem, lebhaftem Interesse für alle anständigen Dinge der umgebenden Welt hinter niemandem zurückstehend. Sie glauben nicht, die stete Ergriffenheit ihres Inneren in dem Tone selbst des gewöhnlichen Verkehrs oder in ihren Mienen andeuten zu müssen, und ihre Kanzelthätigkeit — die von geringem Belang ist — übt keinen Einfluß auf die Betonung und Fassung ihrer sonstigen Rede, nur daß sie eine löbliche Sorgfalt der Aussprache allerwärts bewahren. Weite des Gesichtskreises freilich streben sie nicht an, und ein tieferes Durchdenken des kirchlichen Glaubensinhalts muteten sie sich niemals zu; sie stehen diesem gegenüber etwa wie ein musterhafter Kirchenältester auf dem Dorfe. Sie wirken im ganzen vielleicht am meisten dadurch, daß sie den Laien als die guten Typen des Natürlichen und einfach Wohlthuenden erscheinen; und zwischen dem Reiche, das sie vertreten, und der Sphäre der anständigen Welt wird keine Kluft fühlbar.

Französische und deutsche Gelehrte.

Der französische Gelehrte ist sicherlich der Eitelkeit fähig; sind es doch seine Landsleute durchweg. Er freut sich ganz unverstellt der Ehre, die ihm in



der Öffentlichkeit zu teil wird oder in einem weiten Kreise persönlicher Bekannten, nicht am wenigsten im Salon und von seiten der Anmut und Schönheit. Aber die Eitelkeit der deutschen Gelehrten hat er nicht, die sich hinter scheinbarer Gleichgültigkeit gegen Lohn und Ehre versteckt, aber im Innersten so überaus empfindlich ist, daß Verstimmung und Spannungen bei ihnen an der Tagesordnung sind. Dann ist der französische Gelehrte auch zu verbindlich, zu wohlerzogen oder natürlich höflich, um seinem Nebenbuhler vor den Augen der Welt zu Leibe zu gehn; er redet von ihm als seinem éminent confrère, seinem illustre collègue, er gebraucht von ihm gerne Wendungen wie «quand on a tant d'esprit»; er würde durch einen anderen Ton sich selbst etwas zu vergeben glauben. Und in Deutschland gehört eine möglichst schroffe, auch stark persönlich gefärbte Polemik durchaus zu den regelmäßigen Gewohnheiten der Hochschullehrer, wie jedermann weiß, der durch Akademieen gelaufen ist, und wie die allerdings vorhandenen Ausnahmen nicht widerlegen. Ist das der so viel größere Eifer um die Wahrheit? Muß auch die Wissenschaft Zeloten zu Priestern haben? Oder haben die Ausländer recht, welche darin ein Stück alter „teutonischer" Unbändigkeit sehen — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen? Einige berühmte Deutsche haben übrigens auch die Ansicht ausgesprochen, daß wir in Neid und Schadenfreude mehr




leisten als andere, und sie hatten offenbar die Gelehrtenwelt sehr mit vor Augen. Im Grunde könnte ein Mensch sich doch wohl freuen, etwas zu sein, ohne sich über jeden zu ärgern, der neben ihm etwas ist.

Kinder im fremden Lande.

Wenn uns in fremdem Lande mehr als Bergformen und Pflanzenwuchs grade die Menschen fremd bleiben wollen, so wird uns doch ganz wohl und heimisch, wenn wir das Leben der Kinder beobachten. All das Lachen und Weinen von Herzensgrund, das Aufgehn der ganzen Seele in Lust und Weh, der volle Ausdruck der unvermischten Empfindung, dazu die unverwüstliche körperliche Anmut — es findet sich hier so wie daheim und überall. In der That, sie sind noch nicht ganz Menschen dieser Erde geworden, unter ihnen ist noch nicht der innere Zwiespalt der Anschauungen und Nationen, sie bilden noch ein gleichartig Volk für sich, das ein wenig vom Himmel an sich hat, und auch etliche Vermittlung und Versöhnung zu bringen vermöchte unter die Gereiften und einander Entfremdeten.








Undiplomatische Vertretung.

Man mag gegen eine fremde Nation als ganze Abneigung hegen oder Geringschätzung, man mag sich zu ihrer Eigenart in tiefem Gegensatz fühlen; dergleichen bildet sich gar leicht auf Grund der allgemeinen Urteile, welche unter uns umgehen und welche wir von Kind auf einsaugen; aber wenn man einige wenige oder auch nur einen einzigen Menschen aus dem fremden Volke menschlich kennen lernte und schätzen und lieben, dann bleiben auch jene allgemeinen Gefühle nicht bestehen. Die auf echtem Grund erwachsene freundliche Empfindung ist stark und hell genug, daß all die Nebel unfreundlicher Stimmung sich vor ihr zerteilen. Wir vermögen nun das Volk nicht mehr zu schelten, das an dem Königshofe unseres Herzens eine gute — wenn auch ganz undiplomatische — Vertretung gefunden hat.

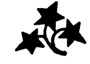
Internationaler Friede.

Ich fand einen Ort und liebe ihn, wo Zwiespalt und Gegensatz der Nationalität ganz ausgeglichen ist. Ein wenig erhöht über dem lieblichen See und gegenüber den herrlichen Bergufern, wo sie in linder Luft und Sonne Heilung suchten von ihrer Krankheit, ruhen nun ihrer viele nebeneinander in einem



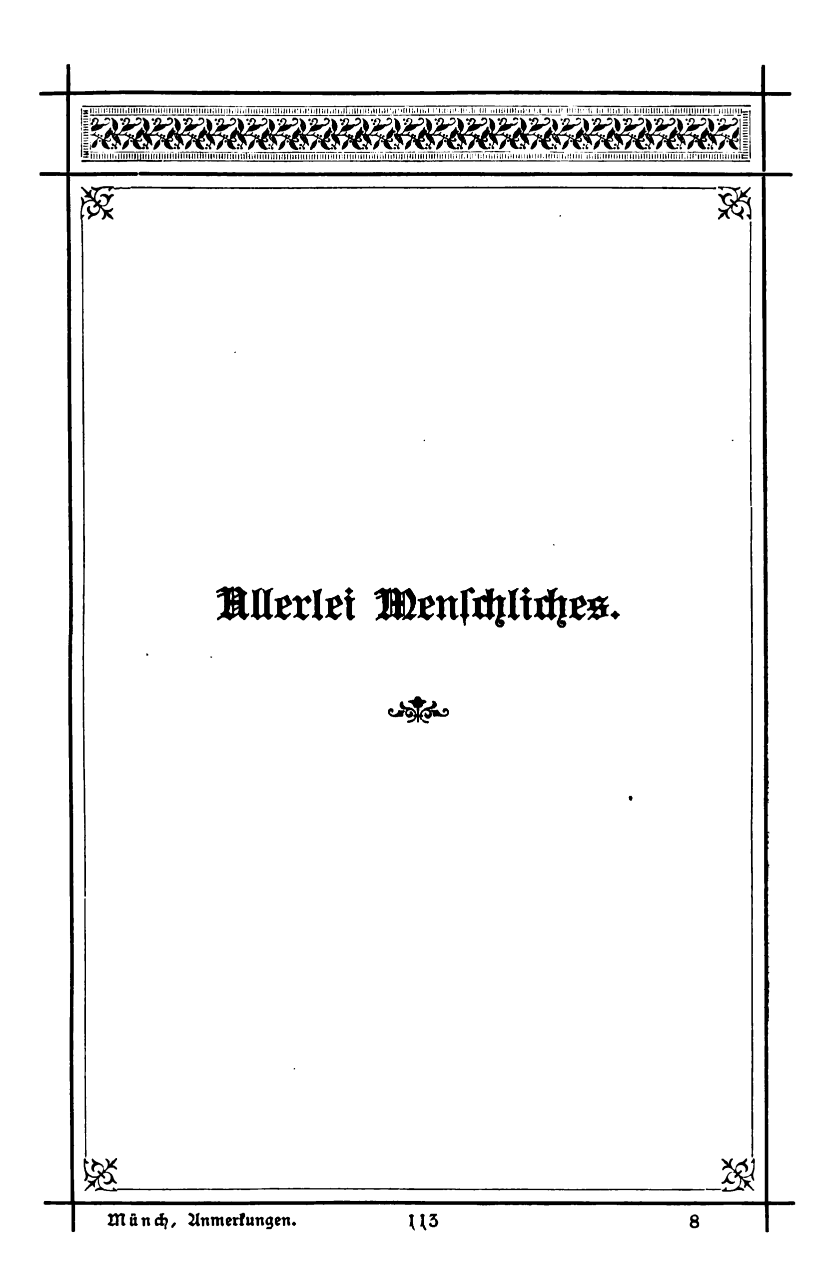


schönen Wintergarten voll dunklen Grüns, und in hellfarbigen Stein sind ihre Namen eingezeichnet, dazu in allen Zungen der Welt, doch in der einen Sprache des einen Menschenherzens, Worte der Trauer, der unstillbaren Sehnsucht, des unauslöschlichen Gedenkens. Und es thut wohl, in diesem Garten der Versöhnung zu wandeln, den man Friedhof nennt.

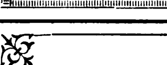








Allerlei Menschliches.





*Der Mensch und das Wetter.

Das Wetter beobachten alte Schäfer, gelehrte Meteorologen, Jäger, Bauern und alle übrigen Leute. Auch der Mensch ist sich von jeher sehr interessant gewesen und demgemäß viel beobachtet worden. Aber über den Menschen in seinem Verhältnis zum Wetter lassen sich vielleicht noch einige Beobachtungen machen, die nicht jedermann schon gemacht hat.

Nun soll nicht die Rede kommen auf die Abhängigkeit des armen machtlosen Menschen von dem unumschränkten Regiment des Wetters; nicht darauf, wie das Wetter gewissermaßen unser aller Schicksal ist, so ein triviales Werktagsschicksal, das über unsern kleinen Unternehmungen schwebt und mitunter in unsern Gliedern sich fühlbar macht, für gewisse brave Menschen, wie Landwirte und Seefahrer, sich auch in das wirkliche allgewaltige Fatum verwandelt. Auch nicht darauf, wie sich's doch andrerseits jederzeit freundlich zur Vermittlung persönlichen Austausches

zwischen den Menschen darbietet, weil es eben als gemeinsames, öffentliches Werktagsschicksal so viele zusammen umfängt.

Doch bei diesem letzten Punkte freilich, den Reden über das Wetter, müssen wir schon ein wenig stehn bleiben dürfen; denn sie sind nicht so nichtssagend wie sie scheinen; es kommt ziemlich viel aus der geheimen Natur der Menschen dabei zu Tage. Was kann man daraus nicht alles erkennen, wenn man sich's einmal ruhig zurechtlegt!

Zuerst, wie dreist und maßlos sie sich in ihrem Urteil gehn lassen, wenn es keine unbequemen Folgen haben kann. Es ist ja wahr, daß das Wetter im ganzen einen schlechten Charakter hat; es hatte von je etwas Wetterwendisches an sich und ist sich nur in dieser schlechten Eigenschaft treu geblieben; es ist ganz unberechenbar, zuweilen gegen aller Welt dringendes Verlangen äußerst hartnäckig, ist unregelmäßig, nicht im mindesten pünktlich, manchmal heimtückisch, und so weiter. Aber es wird andrerseits auch entsetzlich viel gehofmeistert; es soll sich genau nach dem Bedürfnis der Einzelnen richten, und dieses Bedürfnis ist doch gerade bei den Einzelnen sehr verschieden; es soll sich von allen Extremen fern halten, es soll beständig sein, soll sich an den Kalender binden, alles Dinge, die ersichtlich so sehr gegen die Natur des Wetters gehn, wie es einem lebendigen Knaben widerstrebt, sich still zu halten oder nur nach den

Regeln der Erwachsenen sich zu bewegen. Und so wird es denn so ziemlich das ganze Jahr hindurch gescholten, oft ein Hundewetter genannt oder nach noch unreinlicheren Tieren bezeichnet, nur bei besonders erfreulichen Leistungen einmal gelobt, und nicht bloß an mannigfachen Krankheiten, sondern auch an allerlei schlechter Laune, Reizbarkeit und innerem Mißbehagen wird ihm die Schuld beigemessen. Das Anklagen hat hier ja eben keine Konsequenzen; keine Beleidigungsklage wird anhängig gemacht werden, kein Zerwürfnis erfolgen, kein Mensch wird leidenschaftlich dafür eintreten. Und so wird unendlich viel Unhaltbares darüber ausgesprochen.

Denn es zeigt sich in diesen Reden zweitens, wie viel und wie rasch die Menschen zu vergessen vermögen. Kaum den dritten Tag dauert die Wärme, oder dauert der Regen, oder dauert der Frost, über deren Ausbleiben man doch so gründlich gescholten hatte, und schon fallen links und rechts die Äußerungen von dem ewigen Regen, dem andauernden Frostwetter, der unleidlichen Hitze. Namentlich aber ist, was vor einem Monat, oder was im vorigen Jahre oder gar in noch weiter zurückliegender Zeit gewesen ist, im allgemeinen bei aller Welt vollständig vergessen. Das wäre ja nun nicht übel zu nehmen, weil das Wetter nicht wichtig genug ist; aber einmal müßte man dann sich auch nicht so darüber ereifern, wenn es da ist, und dann sollte man doch nicht

gerade das Gegenteil von dem behaupten, was wirklich gewesen ist. Das aber geschieht jeden Augenblick mit größter Bestimmtheit. Weil man etwa aus dem vorletzten Sommer oder Winter ein paar besonders heiße oder kalte Tage zufällig im Gedächtnis hat, ist diese Jahreszeit nun — das versichert man höchst lebendig — eine besonders heiße oder kalte gewesen. Weil der gegenwärtige Sturmwind, das gestrige Gewitter sehr heftig waren, so will man etwas Gleiches nie erlebt haben. Weil man aus seiner Knabenzeit eine Anzahl schöner Wintertage mit Schlittenfahrt und Eislauf in guter Erinnerung hat, so sind damals die Winter lauter echte Winter gewesen von Anfang bis zu Ende. Insbesondere vergißt man auch, oder will nicht behalten — doch das ist ein dritter Punkt, in welchem die Menschen dem Wetter gegenüber sich nicht sehr stark beweisen.

Sie zeigen dabei, wie wenig sie l e r n e n wollen. Es giebt zwei Arten des Lernens, durch Überlieferung fremder Erkenntnis und durch eigene Beobachtung. Die letztere ist, wo sie eintreten kann, die wertvollere, aber nicht gerade die bequemere. Wer nun sich über den durchschnittlichen Verlauf der Jahreszeiten aus eigener Beobachtung ein Bild machen will, wird zwar nicht ein so knappes, vielmehr ein etwas beweglicheres und nüancierteres Bild davon erhalten als die Schablone des Kalenders bietet, aber doch ein Bild, und vor allem ein zutreffendes. Darin wird



z. B. vorkommen, daß das Frühjahr sehr unregelmäßig und viel häufiger zu spät als zu früh einsetzt, und der Winter ebenso, daß das Wetter der Übergangsjahreszeiten den größten Teil des ganzen Jahres erfüllt, daß die Tage des Sommers ungefähr in dem Sinne heiß zu nennen sind wie die Bewohner Deutschlands blond sind, nämlich je nach der Gegend mit 50 bis 80 Prozent Ausnahmen, daß zahlreiche Wintertage in den Frühling fallen und Herbsttage in den Winter, daß überhaupt die Jahreszeiten viele Gastrollen bei einander geben, und eine Menge viel bestimmterer einzelner Züge. Und wer das wirklich in den 30 oder 50 Jahren seines Lebens gelernt hätte, der würde nicht im neuen Jahre so erstaunt und überrascht sein können, daß dasselbe nicht 90 milde Frühlings-, 90 warme Sommer-, ebenso viel kühle Herbst- und ebensoviel kalte Wintertage habe, wie es nach den Bildchen des Kalenders oder nach den Schilderungen der Dichter allerdings der Fall zu sein scheint, wie eben die Überlieferung lautet oder das Dogma.

Und das ist denn eben das vierte, was man beobachten kann, nämlich wie viel die Menschen glauben wollen — glauben da, wo der Glaube nicht hingehört. Sie mögen sehr welterfahren sein oder gar sehr gebildet und vor allem sehr weit über den Kinderglauben erhaben, aber wer ihnen mit dem Anspruch des Wissenden oder auch nur mit der Dreistig-

keit des Unwissenden recht herzhaft das Wetter prophezeit, findet immer Gläubige; wer ein Anzeichen hat, daß es diesmal ein strenger Winter werden wird oder ein dürrer Sommer, der darf es getrost und wichtigthuerisch verkündigen, er wird nicht ausgelacht, im Gegenteil! Und wer seine Prophezeiungen oder seine Entdeckungen und Enthüllungen zum Kaufe feilbietet, füllt seine Tasche besser als wenn er irgend eine wertvolle Ware oder gediegene Weisheit zu Markte brächte.

Erfreulicher mag es sein, an dem Verhalten der Menschen zum Wetter endlich auch zu sehen, wie viel sie zu hoffen pflegen. Thatsächlich sind von den 365 Tagen des Jahres vielleicht 65 ganz schön, 100 andere nicht übel und 200 sind mehr oder weniger häßlich. Aber für jedes Fest, das man auf einen beliebigen Tag im Jahre plant, erwartet man doch immer wieder mit Zuversicht vollkommen schönes Wetter, und man ist fast entrüstet, wenn das nun gerade für diesen Tag nicht eintreffen will. Und beim Beginn jedes neuen Frühjahrs oder Sommers oder Winters erwartet man nun für diesmal das ideale Frühjahr, den normalen Sommer, den echten Winter, und auf die Macht der Regel hofft man trotz sämtlicher Ausnahmen. Aber da der schönen Hoffnung die garstige Enttäuschung so gar häufig folgt, so schlägt jene liebenswürdige Stimmung denn freilich wieder um in unliebenswürdiges Schelten, womit wir zu unserm ersten Kapitel zurückgekehrt sind.



Wenn in diesem Schelten der ernste Beurteiler schließlich auch die schwächliche Unlust fände, alle die kleinen Wünsche der eigenen Person gegenüber der thatsächlichen Ordnung der großen wirklichen Welt ein wenig schweigen zu lassen, so hätte er damit gewiß nicht Unrecht. Indessen wir wollen auf diesen ernstesten Maßstab nicht weiter eingehn und beiden auch in Zukunft die Freiheit lassen, die sie sich eben doch nehmen, dem Menschen und dem Wetter.

* Welteroberer.

Jeder Mensch ist zum Welteroberer geboren, nur in einem harmlosen Sinn. Aber jeder muß sich die Welt provinzenweise erobern, und es geht ihm dabei wie den großen politischen Eroberern, die nie recht fertig werden, deren „Weltreiche" doch immer nur ein mäßiges Stück der Welt bedeuten, und in ihren eigenen Augen ein viel zu kleines, die von Erfolgen in Enttäuschungen geworfen, die von den Schranken des Möglichen verstimmt werden, die auch Verzicht lernen müssen.

So gewinnt der kleine, einjährige Mensch einen ersten Sieg über den Raum, indem er lernt auf allen Vieren durchs Zimmer kriechen, dann einen andern, indem er steht und geht, und bald genügt ihm auch das nicht mehr, ihm wird Springen, Laufen, Hüpfen







die natürlichste Art der Bewegung im Raum. Nun meint er, es müsse so fortgehen, und von Grund des Herzens möchte er auch fliegen können; wie das nun nicht angeht, wirft er sich wenigstens auf Eislauf und alle die andern Dinge, die dem Fliegen ein wenig nahe kommen, um aber schließlich doch ganz wesentlich beim schlichten Gehen zu bleiben oder sich darauf zurückzuziehen.

Und ebenso lernt der werdende Mensch — schon in den ersten Monaten beginnt er damit — einen Willen bethätigen, Wirkung auf Dinge ausüben, und erweitert sein Reich auch nach dieser Seite in stetem Fortschritt. Dabei kommt er denn, ungefähr in demselben Lebensalter wo er das Fliegen ersehnt, zu dem dringenden Herzenswunsche, auch zaubern zu können, und ist damit wieder vor die Mauer des Unmöglichen gelangt und muß sich wiederum bescheiden.

Einen ähnlichen Lauf nimmt die Entfaltung seiner Phantasie, und die seines Weltverstandes, und selbst die seines Herzens!

Manchmal erfolgen Umkehr und Verzicht mit Ruhe, und manchmal erst durch gewaltsame Katastrophen, wie schon Alexander und Napoleon diese beiden Spielarten darstellen. Das Beste ist, daß die Alltagseroberer kein so gefährliches Verhältnis unter sich haben, daß die Welt für sie immer wieder frei bleibt und immer neu erworben sein will.




Die große Herberge.

In einer bekannten morgenländischen Erzählung wird das Erdenleben mit einem Karawanserai verglichen. Auch die Riesen-Karawanserais unserer abendländischen Gegenwart, die Kolossal-Herbergen an den Heerstraßen des vornehmen Reiseverkehrs, können ihrerseits die Welt und das Menschentreiben im ganzen abbilden, und man trifft wohl einmal einen ergrauten Gasthalter, der gelernt hat, auf die Schar seiner Gäste mit der überlegenen Ruhe des Weltweisen zu schauen. Er sieht sie eintreten, fremd und unsicher in den neuen Räumen umherschauen und sich bewegen, immer wieder die gleichen Fragen in ihren Augen und in ihrem Munde, allmählich sich einleben und sicher fühlen, manche darunter zu sicher. Hier und da einer, der schüchtern bleibt, nie befiehlt, immer bittet, nicht bemerkt sein will und niemanden für sich zu bemühen wagt; aber viel mehr andere, die so viel Ansprüche machen, als man nur irgend bereit ist zu erfüllen, und noch etliche mehr. Viel mehr auch, ja weitaus die meisten, die über jede kleine Unbequemlichkeit, welche ihrem lieben Ich widerfährt, schelten, die jeden Augenblick zu sagen wissen, wie es eigentlich im Gasthause beschaffen sein müßte, und jede Wandelbarkeit oder Ungunst des Wetters, die irgend einen ihrer kleinen Pläne hemmt, als eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit ansehen. Ganz

seltsam aber sind die Gäste untereinander; bald erklären sie mit schönen Worten und Mienen die denkbar geringsten gegenseitigen Hülfleistungen, wie z. B. das Herüberreichen des Salzfasses bei Tische, für Zeichen der edelsten Liebenswürdigkeit, und bald üben sie in Handlungen die größte Rücksichtslosigkeit gegeneinander, indem so ziemlich jeder zu denken scheint, daß er allein im Gasthause oder das Gasthaus seinetwegen da sei. Und das geht genau immer so fort von Woche zu Woche und von Jahr zu Jahr; die gleichen Eindrücke werden in den gleichen Wendungen geäußert, die gleichen Freuden gesucht, die gleiche Ruhelosigkeit an den Tag gelegt. Rasch verrinnt dann die Aufenthaltsfrist der Einzelnen, es wechselt die Bewohnerschaft der Räume, und von den Abgereisten bleibt nichts als der Name im Fremdenbuch. Vielleicht blättert über Jahr und Tag nach ihm noch einmal die Hand eines befreundeten neuen Gastes; wahrscheinlicher aber lassen die Späteren das Auge nur gleichgültig über die Reihen der Namen auf den beschriebenen Blättern gleiten, und schlagen bald das Buch ganz zu, um ihrerseits an der gleichen Landschaft sich zu erfreuen und in den gleichen Sälen zu tafeln.

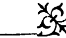


Der neue Aufenthaltsort.

In unserm inneren Verhältnis zu einem neuen Aufenthaltsorte machen wir im allgemeinen drei Stadien durch. Zuerst dasjenige, wo wir dem Neuen, das uns umgiebt, frische Empfänglichkeit entgegenbringen und mit Interesse alles Hervortretende entdecken. Bald folgt das Gefühl, daß wir die neue Umgebung nun kennen, und ihr Reiz scheint ganz wesentlich erloschen. Aber indem wir gleichwohl länger verweilen, entspinnt sich allmählich ein anderes, stilles Verhältnis: wir leben mit der umgebenden Landschaft, wir lernen sie auch im Wechsel ihrer Erscheinung kennen; uns werden verstecktere Eigentümlichkeiten offenbar, und stillere Reize wirken, und sie wird uns gleichsam zur Vertrauten unseres eignen Innenlebens, wie es sich nun in dieser Umgebung abspielt. Das ist denn ein Wert, der nicht wieder verloren geht. — Es ist nicht viel anders in unserm Verhältnis zu Menschen, die wir kennen lernen, oder mit denen wir uns verbinden.

* Emporsteigen.

Ich kann es nicht billigen, wenn man sich beim Hinaufsteigen auf den Berg den Rat giebt, unterwegs nicht umzuschauen, bis die Spitze erreicht sei.




Denn es ist vielleicht grade das allerschönste Gefühl, wenn man zuerst inne wird, wie es nun aufwärts geht. Und das gilt nicht bloß vom körperlichen Emporsteigen über landschaftliche Ebenen. Das Erreichte, Vollständige, Abschließende giebt gewiß eine schöne Genugthuung, aber jene Empfindung der beginnenden Erhebung wirkt beschwingender auf die Seele.

Berührung.

Alle Tage fährt das Boot seine Straße über den See und landet für einige Augenblicke an der gleichen Stätte. Kapitän und Bemannung grüßen vom Schiff her die Menschen, die zu dieser Zeit vor ihr Haus treten und freundlich zum Schiffe hinüber grüßen. Sie wechseln nur zuweilen einige gute Worte, aber sie kennen einander recht wohl, seit so manchen Jahren. Ganz und gar verschieden ist ihr Dasein; die einen leben unstät, immer an den grünen Ufern vorüberfahrend, die andern still und gleichmäßig, von ihrer festen Stelle hinausblickend nach dem, was vorbeizieht. Und die flüchtige Berührung der so Ungleichen — die einander zugleich nah und ferne sind — verschönt denen hüben wie drüben ein wenig das Leben.









Städte und Menschen.

Eine ansehnliche Stadt, volkreich und von gutem, altem Namen, mit edlen Bauwerken und tüchtigem Bürgertum — wem wäre es nicht etwas wert, sie zu betreten, zu durchwandeln! Und man denkt ihrer dann gerne als einer bekannten, vielleicht vertrauten. Aber irgendwo in dem Meer der Häuser, unter den Tausenden der bewohnenden Menschen jemand, eine einzige Person zu wissen, die uns wert und unserm Herzen nahe ist, das erst wandelt das innere Verhältnis zu dem ganzen Ort ins Schöne, und bald erscheint die stolze Stadt an sich nur als eine Hülle für das Einzige, was dort solchen Wert hat.

Eintreffende Briefe.

Auch im Austausch von Briefen wird viel schale Gesinnung, unechte Hingebung, oberflächliche Freude gepflegt. Aber wo man sich jemand durch echte Neigung verbunden weiß, da geht es von dem eintreffenden Briefe aus wie Blumenduft für die Seele.











Wirkung der Öde.

Eine öde, frostige Umgebung wirkt auf die meisten Naturen eben verödend und erkältend. Doch einige sind, die da grade einen geheimen inneren Reichtum aufsammeln und in tiefer Brust die Kohlen echten Feuers glühend erhalten.

❦

Frostige Beglückung.

Es scheint so schön und so möglich, das Glück seiner Seele zu gewinnen aus dem begeisternden Anschauen des Schönen, das die Kunst uns bietet oder die Natur, und nicht wenige, deren Weg seitwärts von den hübschen Gärten und belebten Märkten des vollen Menschenlebens hinführt, und die doch nicht mitleidswürdig vor sich und andern dastehen möchten, wollen eifrig an jener Quelle schöpfen. Aber sie finden für ihr Leben doch im Grunde nicht mehr als die helle Sonne eines Wintertages, vor der zeitweilig der Nebel gewichen ist und der Boden ein wenig schmilzt, die aber nichts durchwärmt und nichts Lebendiges sprießen läßt. Nur von Menschen kann der Mensch eigentliches Glück empfangen.

❦







Wirkung des Edlen.

Einen edlen Menschen neu kennen zu lernen, oder einen Menschen nur edel kennen zu lernen — welch ein unschätzbarer Gewinn für die Erziehung der eigenen Seele!

Umschlag und Gewinn.

Dem großen „Umschlag“ in einem Geschäfte entspricht bekanntlich noch keineswegs mit Sicherheit ein großer Reingewinn. Aber noch viel weniger gilt es auf dem Gebiete des seelischen Lebens, daß der Summe der Eindrücke, der Erlebnisse, der Lehren und Erfahrungen, der Anregungen und Einwirkungen, der Freuden und Genüsse — was alles zusammengenommen man wohl den geistigen „Umschlag“ nennen könnte — das Maß des wirklichen Gewinns an Wert und Glück irgendwie entspräche.

Peripherisches Seelenleben.

Die meisten Handlungen der Menschen gehen nicht aus dem Centrum ihres Herzens hervor, und darum sind unter denselben so viel Widersprüche möglich. So dringen auch die meisten Eindrücke nicht hinein in das Centrum, und unter den Freuden

diejenigen nicht, die man in Gestalt von Genüssen sich selbst sucht.

Sinnenglück und Seelenfrieden.

Daß dem Menschen „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden die bange Wahl" zu treffen sei, wie viele Tausende immer wieder müssen es, in entscheidenden Stunden, erfahren und empfinden! Aber doch ist Seelenfrieden nicht bloß zu gewinnen durch herbes Verneinen der Sinnlichkeit und ihrer Rechte; auch ist dieser Frieden nimmer von sicherem Bestand. Keine Bürgschaft, daß die scheinbar ertötete nicht wieder auflebe und häßliche Rache nehme! Daß das seelische Leben seinerseits sich recht reich und voll und stark entwickle, daß es innerhalb der Persönlichkeit eine Macht werde, stärker als das andere, das doch auch Macht bleibt, das ist die edle Lösung dieser über allem menschlichen Glück und Wert schwebenden Frage.

*Berechtigte Herrschaft.

Wenn der Verstand das Herz kontrollieren will, so muß es wenigstens ein tüchtiger Verstand sein. Wo aber von einem engen Verstande jene Herrschaft über das Herz ausgeübt wird, da giebt es die kleinsten, die kläglichsten Menschen.





*Der feinere Sinn.

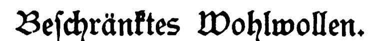
Zwischen Herz und Verstand besteht in gewissem Sinne ein Verhältnis wie zwischen Geruch und Geschmack. Der Geruchssinn in seiner feineren Empfindlichkeit protestiert nicht selten gegen eine Speise, mit welcher dann das Geschmacksorgan gesunder Menschen doch ganz wohl fertig wird. So will das Herz manches von vorneherein verurteilen, womit schließlich der Verstand in aller Ruhe sich zurechtfindet.

Im Spiegel.

Wer sich im Spiegel beschaut, sieht sein Angesicht im Zustand voller Ruhe, meist mit dem Ausdruck freundlicher Zufriedenheit; keine störende Empfindung zuckt darüber hin; keine unschöne Bewegung, keine häßliche Gewöhnung bricht durch; kein Kampf, kein Gegensatz gegen Fremdes malt sich, und so muß der Beschauer immer sich verhältnismäßig recht schön vorkommen. Aber im Grunde weiß er nicht, wie er aussieht für die Menschen der Umgebung, die ihn in allen jenen bewegten Zuständen sehen. Und ist es nun ein Wunder, wenn wir ebenso zur wirklichen Erkenntnis unseres Inneren kaum jemals gelangen, da wir natürlicherweise so viel mehr Harmonie bei uns finden, als wir der Welt gegenüber bewähren?







Beschränktes Wohlwollen.

Selbst in einem wohlhabenden Lande verfügen doch die meisten nicht über größere Mittel, als daß sie ihr — mehr oder weniger gutes — Auskommen haben. So haben auch in der sittlichen Welt die meisten an wohlwollenden Empfindungen nicht schlechthin Mangel, aber doch eigentlich nur so viel Vorrat, als „für den Hausgebrauch" reicht.

* Verallgemeinerung.

Es ist ein Zug der gemeinen menschlichen Natur, das an andern beobachtete Schlechte zu verallgemeinern, das Gute aber nicht.

Grundsätze und Impulse.

Wenn dir ein Staubkorn ins Auge flog, so ruft aus deiner Umgebung jedermann mit überzeugter Weisheit dir zu: nur ja nicht daran reiben, damit es nicht schlimmer werde! Aber wem das Korn im Auge sitzt, der hat für sich selbst diese Weisheit nimmermehr; er widersteht dem Reize nicht und fährt mit der Hand nach der schmerzenden Stelle. Und so ist es auch in größeren Dingen. Vom an-



dern verlangt jeder, daß er sein Leben nach Grundsätzen regele oder doch nach Erwägungen; ebenso gewiß aber gönnt sich selbst ein jeder auch ein häufiges Handeln nach bloßen Impulsen; er folgt den dunklen Strömungen in seiner Seele, er hört nicht immer die Stimme der Maximen. Erstaunlich weise sind wir alle — in den Sachen anderer.

Äußerung und Wesen.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: auch diesem Wort aus hohem Munde pflegen die Menschen vielfach nur recht äußerlich genugzuthun. Aus einzelnen Handlungen schließt man viel zu rasch auf das Innere, verurteilt und wendet sich ab. Und doch können auch die einzelnen Handlungen vielfach nicht eigentlich verstanden werden, ohne daß man das Innere schon erkannt hat. Es gilt schließlich doch, für das Wesen eines Menschen, mit dem wir in Beziehung stehen, ein Gefühl zu bekommen, eine innere Anschauung seiner Natur, und wenn diese gewonnen, wenn sein eigentümlicher Wert uns gewiß geworden ist, dann nicht mehr alle die einzelnen Äußerungen allzusehr ins Gewicht fallen zu lassen, sondern am Ganzen festzuhalten solange als möglich.



*Das Leichtere.

Es giebt mehr Menschen, die bereit sind, andern Gutes zu thun, als solche, die Gutes von andern halten wollen. Und doch wäre das Letztere so viel leichter. Wäre — wenn das Menschenherz anders wäre, als es ist!

*Die Enttäuschungen des Nächsten.

Wegen kleiner Enttäuschungen werden die Menschen bemitleidet, und wegen großer — verspottet. Seltsam; aber wie erklärt es sich? Vielleicht einfach damit, daß man überhaupt ein bißchen Güte, Wohlwollen, Teilnahme im kleinen, eine Art von Kleingeld des Herzens, wohl meistens mit sich führt und leicht hergiebt, aber einen schönen Goldvorrat, aus dem man im großen spenden könnte, nur selten besitzt. Und auch damit, daß man sich in die Alltagsschwierigkeiten seines Nächsten leicht mit hineinversetzt, während man seinem innersten Wollen, seinem vollsten Wünschen und eigensten Streben fremd bleibt und bleiben will.

Spott und Geist.

Es ist erstaunlich zu sehen, was für Menschen glauben, sich über andere lustig machen zu dürfen. Junge Mädchen, die noch keine Stunde ihres Lebens





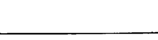
einem ernsten Zwecke gewidmet haben, rohe Alltagsgeister mit nichts als einer gewissen äußeren Lebensgewandtheit, hohle Burschen, die nur Eitelkeit erhebt, verkannte und verstimmte Naturen, die so eine Art von kläglicher Befriedigung suchen — wer hat nicht oft genug die Bekanntschaft dieser Gattungen gemacht! Sie alle empfinden bei ihrem Spotten eine geistige Überlegenheit; aber der fadendünne Strom von Geist, dessen es dazu bedarf, wird in Wahrheit nur durch die breiten Quellen der Bosheit und der Dreistigkeit angeschwellt.

Fähigkeit und Leistung.

Wer eine wertvolle Leistung, wenn auch mit mühseligem Ringen, zustande gebracht hat, der darf immer im stillen stolz darauf sein. Daß du dies und jenes oder alles Mögliche kannst oder könntest, daß du vielleicht spielend Schönes zu leisten vermöchtest, das mag dich eitel machen, aber einen Anspruch auf Besseres giebt es dir nicht.

*Geistige Erbschaftssteuer.

Auch bei der Vererbung von geistigen Gütern und Gaben an die Nachgeborenen haben diese eine Erbschaftssteuer zu entrichten, nicht an öffentliche







Kassen, aber an die Natur; das volle Gut edler Vorfahren pflegt sich nicht zu übertragen, weder auf die Söhne großer Männer, noch auf das ganze Geschlecht, das hochragenden Generationen nachfolgt und sich deren geistige Errungenschaft recht voll zu eigen machen möchte.

* Drohende Elemente.

Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand. Aber das sind nicht bloß Erdbeben, Feuersbrunst, Wolkenbruch und dergleichen, sondern zu den Elementen — den mächtigen, gleichgültig unwiderstehlichen, ewig neu empordrohenden, viel schön Bedachtes und fein Gestaltetes hinwegfegenden — zu ihnen gehört oft genug auch ungeklärter Menschenwille, sei es der Massen oder der machtbegabten Einzelnen, der sich breit und stumpf auf die Dinge legt und an den Boden drückt, was edel emporstrebte. Und hier wie dort bleibt den Menschen, die nicht mit Macht solche Übermacht bekämpfen können, nur übrig, desto unermüdlicher zu sinnen.

* Wertmesser.

Man mißt die Leistung der Dampfmaschine nach Pferdekraft, die Leuchtwirkung nach Kerzenstärke, man bestimmt den Erzgehalt der Stufen, man







wägt die Luft und mißt die Wärme, man hat in der Elektricität das Volt, und für die Süße des werdenden Weines giebt es eine Mostwage; man besitzt Grad- und Wertmesser für alle Dinge, auch die scheinbar unbestimmbarsten. Hätte oder fände man doch auch endlich eine Art von Wage oder Maß für — den Menschenwert! einen Maßstab, der sich quer hindurchlegen ließe durch alle Unterschiede des Aussehens und Ansehens, der Stufen und Stände! der kund thäte, hier, was denn eigentlich die einfache Dienerin wiegt und was die Herrin, von der die Befehle auf sie eindringen und die Zurechtweisungen; dort, was der stille Arbeiter der Amts- oder Bücherstube taugt und was der machthabende Leiter eines stolzen Ganzen, was von zwei Gleichgestellten und Gleichgeschätzten an jedem wirklich schätzbar ist, was auch der Gefallene an Wertgehalt besitzt und was eigentlich der Gefeierte. Aber das sind ja alles ganz alte, einfältige Gedanken; was will denn diese Betrachtung? Sie will nicht nach Kinderart das Unmögliche vom Himmel geholt haben; sie will nur, daß man allerwärts mit seinen Augen ein wenig suche und mit seinem Herzen etwas wäge. Denn in uns selbst müssen wir ja doch wohl jenen Gradmesser finden, den keine Technik uns je in die Hand giebt.







*Lumpen und Ceremonien.

Man muß sicherlich den Menschenwert unter der Hülle der Lumpen suchen und zu sehen wissen. Aber nicht minder doch auch unter der Hülle des Prachtgewandes, hinter den Fetzen von Ceremonien und Formeln! Mancher ist zu jenem Ersteren grundsätzlich leicht bereit, der sich zu dem Zweiten nicht bequemen will.

Die Höhe der Ziele.

Wer zu hohem Aufschwung des Sinnes und zu ernster Entfaltung der Kraft zu gemein oder lässig ist, der steckt sich die Ziele niedrig; er erreicht sie dann voll, aber ohne Ehre, und er lähmt die innere Kraft derjenigen, welche unter dem Einfluß seines Vorganges stehen. Wer aber die Ziele für sich und die anderen allzu hoch hinzeichnet, läßt bald das Gefühl entstehen, daß man nicht im Ernste zu denselben emporzustreben brauche, daß sie mit der Wirklichkeit nichts zu thun haben, daß sie zu einer Art von schönem Spiel formuliert werden; und so wird die vorhandene Kraft nicht befruchtet. Beiderlei Verfehlung liegt den Menschen nahe; aber es ist doch wohl der Mühe wert, das Rechte mit Ernst zu suchen.



*Die Linie der Wahrheit.

Die Wahrheit „liegt zwischen den Extremen in der Mitte". Da wäre sie bequem zu finden! Und man giebt sich denn auch gern mit diesem bequemen Recept zufrieden. Man sollte aber wenigstens streben, sich zugleich über die Extreme zu erheben, denn auch die Extreme liegen nicht hoch. In Wirklichkeit liegt die Wahrheit auf einer feinen Linie und erfordert darum ein helles Auge — und übrigens noch einige andere gute Kräfte dazu.

Einsicht und Wille.

Wie wünschenswert erscheint es, daß da, wo die reifste Einsicht in das Wesen der Dinge herrscht, auch der mächtigste Wille sich finde, sie zu gestalten und zu lenken! Das meinte ja auch jener Weise, welcher die Könige als Philosophen wollte. Aber da in der wirklichen Welt beides sich schwer zusammenfindet, so ist es recht gut, daß nicht der Wille ruhe, so lange nicht die allseitigste Erkenntnis gewonnen ist, sondern daß jener sich rege auch im Halbdunkel ungeklärterer Bahnen. Lägen alle Wege samt allen Hemmnissen sonnenhell vor dem Blicke da, es würde selten kraftvoll gewollt werden. Auch



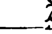
in diesem Sinne dürfte oft das „Wissen“ den „Tod“, nämlich das Ersterben des frischen Willens, bedeuten.

Der Größere.

Es ist schön zu sehen, wie der durch Denken und Forschen, durch Erkennen und Wissen zur Höhe menschlicher Leistung und Bedeutung emporgestiegene Mann sich vor dem großen Manne der That — als dem dennoch größeren — huldigend neigt. Wir haben in Deutschland uns dieser Erscheinung in den letzten Jahrzehnten nicht selten freuen dürfen. Hie und da freilich ward Huldigung dieser Art mit Zähigkeit vorenthalten, aber das heftete der Bedeutung des Versagenden in den Augen der Nation einen Makel an, während jene Willigeren ihrem eigenen Namen nur noch mehr Ehre erwarben.

* Gegnerische Meinungen.

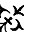
Männer, die ihre Überzeugung mehr von der Gemeinschaft, der sie angehören, oder der Vergangenheit, auf der sie ruhen, überkommen haben, als daß sie dieselbe durch Zweifel und Schwanken hindurch gewählt und erworben hätten, sind seltsamerweise viel empfindlicher bei gegnerischen Meinungen,



als die, welche auf die letztere Weise zu ihrer Überzeugung gelangten. Und im Grunde doch nicht seltsam. Wie sie bequem und kampflos zu ihrer Ruhe gekommen sind, so sehen sie nur Störenfriede jener Ruhe in denen, die andere Überzeugung geltend machen. Sie haben sich selbst verweichlicht, sie sind nicht durch Kampf der eigenen Gedanken abgehärtet für den mit fremden.

*Bescheidenheit der Größe.

Schön ist es, wenn ein Mann auf der Höhe der Anerkennung und der Triumphe sich bescheiden zeigt. Aber es ist auch nicht allzu schwer, dann bescheiden zu sein. Freilich giebt es große Männer, die, je mehr sie des Lobes gewohnt werden, desto mehr davon erheischen. Aber dem Edlen erklingt doch wohl durch all die preisenden Stimmen hindurch im Innersten auch ein Ton von dem nicht voll Gelungenen, dem vergebens Erstrebten, und wenn er um die Anerkennung der Welt nicht mehr zu sorgen braucht, darf er sich nun mit seinem eigensten Maße messen.






* Klägliche Nachahmung.

Als der Jäger zum Wachtmeister sagte, er habe dem Feldherrn glücklich abgeguckt, wie er sich räusperte und spuckte, da meinte er in seinem praktischen Soldatenverstande natürlich auf der Welt nichts anderes, als was er sagte. Und für Wachtmeister und ähnliche Leute kann ja auch nur das wirkliche Räuspern, Spucken und dergleichen Gegenstand der Nachahmung werden. Gleichwohl fiel mir manchmal in ganz anderen Lebenssphären als der des Feldlagers das Wort des Jägers ein, nämlich wenn ich sah, daß den großen Leuten, den Meistern der Wissenschaft etwa oder der Kunst, die auf Grund ihrer errungenen Meisterschaft ja auch einmal groß von sich und geringschätzig von Fremden und Gegnern reden dürfen, ihre Jünger eben diese Geringschätzung abguckten und nachahmten, und ohne gleiches persönliches Verdienst mindestens mit gleichem Hohn von den Andersgerichteten redeten. Setzen wir statt „Räuspern" Sichfürwichtighalten und statt „Spucken" Geringschätzen und Verspotten, so haben wir die Kunst des Wachtmeisters auf dem moralischen Gebiete. Und dabei ist der Abstand zwischen Meister und Jünger manchmal in der That ganz wie der zwischen General und Wachtmeister.




Die berühmten Namen.

Ein großer Mann nimmt zuerst persönlich eine große Entwicklung, dann wirkt er auf zahlreiche, auch ihrerseits nicht unbedeutende Individuen; darauf trägt seine Einwirkung sich fort in größere Fernen, in flachere Kreise, und zuletzt lebt im Munde der Zahlreichen, von denen seines Leben Werk nicht mehr empfunden wird, sein Name — eine bloße Hülse, die aber eine unsterbliche Frucht umschlossen hat.

Gesuchter und gefundener Ruhm.

Wer den Ruhm als solchen früh erträumt und gesucht hat, dem wird er wohl dann, wenn er ihm zu teil geworden ist, zum leeren Schatten zusammenschwinden. Wer aber sich selbst für die Aufgaben der Welt heranbilden und von Tag zu Tag das Mögliche thun wollte, dem wird, wenn dann Erfolg, Anerkennung, Ehre, Ruhm ihm beschieden ist, das eine freundliche Bestätigung des errungenen Wertes und damit ein Gut mehr sein. Ihm scheint die Sonne golden auf das Feld, das er in Treue bebaut hat. Aber nur zur Sonne aufschauen und womöglich auffliegen zu wollen, das kann schließlich nur ein Gefühl geblendeter Sinne und schwindelnden Kopfes geben.

Die Welt der Berühmten.

Wer unter den Menschen berühmt geworden ist, zahlt diesen Vorzug durchweg mit mancherlei Einbuße. Dazu gehört auch diese, daß er sich nicht mehr von seinesgleichen umgeben fühlt, daß ihm die meisten ihrem Wesen nach zu unbedeutend und gleichgültig werden, und nur wieder einen Wert gewinnen, insoweit sie vor dem Berühmten sich neigen und ihm huldigen — was doch auch auf die Dauer für niemanden eine erwünschte Beschäftigung ist. Ich kannte wohl einen berühmten Mann, der im Unterschied von so vielen andern niemals von sich selbst zu reden pflegte. Aber er redete doch noch weniger über Wohl und Wehe derjenigen, die um ihn waren; seine Rede handelte immer von anderen Berühmtheiten, weil doch einmal nur diese die Welt bildeten, zu welcher der Sprechende sich innerlich rechnete und die für ihn eigentlich vorhanden war.

* Erfolg des Erfolges.

Von den großen Millionären kann man gelegentlich das Geständnis hören, daß die Erwerbung der ersten Million ihnen Mühe gemacht habe, daß diese wirklich erarbeitet worden sei; die folgenden Millionen aber hätten sich dann fast von selbst hinzu-





gefunden. Es steht, scheint mir, ganz ähnlich mit dem Erwerb von Namen, Ehre, Einfluß, Ruhm. Nachdem der erste volle Erfolg erzielt, sozusagen die simple erste Million errungen ist, erzeugt dieser Erfolg selbst, fast ohne neue Kraftentwicklung, weitere Erfolge. Sie mögen jenen eigentlichen wie diesen uneigentlichen Millionären gegönnt werden, wenn — nicht schon bei der ersten Million das Glück die Hauptrolle gespielt hat.

Die akademischen Berufsarten.

Trotz aller Veränderungen unseres Kulturlebens stehen die vier alten akademischen Berufsarten noch immer in einem fast unerschütterten Ansehen. Das ist gewiß zum Teil nur Fortwirkung altgewohnter Anschauungen, und im einzelnen von viel Ungerechtigkeit und unbegründetem Hochmut nicht lösbar. Ein Gesichtspunkt aber ist freilich, unter welchem jene Berufsarten eine besondere Vornehmheit für sich in Anspruch nehmen mögen. Sie sind diejenigen, welche zum Objekt ihrer Thätigkeit die Menschen haben, und zwar nicht etwa bloß als Masse oder zum Zweck der massenhaften Zusammenwirkung, sondern die Menschen als Individuen!






Handarbeit und Geistesarbeit.

Der Arbeiter mit der Hand kann die Genugthuung haben, daß das, was er in einer bestimmten Zeit leistet, zweifellos etwas Positives ist; bei dem geistigen Arbeiter bleibt dies oft ganz fraglich.

Der Mann und sein Beruf.

Zwischen einem Manne und seinem Beruf besteht in manchem Sinne ein ähnliches Verhältnis wie die Ehe. Nicht bloß darum, daß auch hier ein Bund eingegangen wird auf Lebenszeit, den im Laufe des Lebens zu lösen man nur selten beschließt, oder daß dem Wesen des Berufs wie dem des angetrauten Weibes die Persönlichkeit des Mannes sich angleichen, Opfer ihrer Eigenart und ihrer Neigungen bringen muß, und daß in manchen Fällen die Persönlichkeit innerhalb der Bande des Berufs sich stark und frei genug erhält und in andern von seinen Anforderungen gleichsam unterjocht wird. Sondern noch in anderem Sinne. Oft ist die Wahl mit Begeisterung erfolgt, es schien keine andere neben ihr auch nur in Betracht zu kommen, es hing das Herz daran; und oft auch ist kühl überlegt und berechnet, halb unlustig gewählt, der Bund nüchtern eingegangen worden. Vor allem aber bleibt dem Einen der ergriffene Be-




ruf sein Leben hindurch Poesie, jede weitere Entwicklung läßt ihn nur fester mit dem Herzen verwachsen, sein innerstes Leben ist davon ausgefüllt, er sieht für sich und andere Segen daraus erwachsen. Und dem Andern wird, wie das Weib zur bloßen Wirtschafterin, so der Beruf zur bloßen Grundlage einer Existenz; vielleicht auch schilt er, offen oder für sich, über die getroffene Wahl, er seufzt unter ihren Ansprüchen, er mißachtet sie, er meint, sich thöricht gebunden zu haben. Und meist liegt es doch nur an ihm, an der Schwäche seiner Geistes- und Herzenskraft, wenn das Verhältnis nicht Poesie geworden oder nicht Poesie geblieben ist.

Der Strich des Geigers.

Wie der Geiger die Violine hält und den Bogen führt, mit welcher Geschwindigkeit ihm seine Finger dienen, wie er Läufe und Schwierigkeiten beherrscht, wie er die Tonwerke auffaßt welche Stücke, welche Meister er am liebsten studiert, am besten vorträgt, das und anderes sind teils kleine, teils große Stücke an seinem Geigertum. Aber neben alledem redet man noch von etwas ganz Eigenartigem, von seinem Ton, von seinem Strich. Es giebt viele andere Berufsarten, die von dem des Musikus außerordentlich weit abliegen, und bei denen man doch in der

Art der Berufsführung neben allem Großen und Kleinen der Auffassung und Ausübung auch noch etwas finden muß, was dem „Strich" beim Geigenspiel parallel geht. Das ist so insbesondere überall da, wo in Menschenbehandlung die wichtigste Seite des Berufs sich erfüllt. Er kann nicht von Anfang an vorhanden sein, er wird auch nicht durch Zeit und Übung von selbst gewonnen, er läßt sich vielleicht ein wenig nachahmen, aber nicht übertragen, nicht eigentlich lehren; er muß der Persönlichkeit aus den Fingern und der Seele erwachsen, der gute, volle, weiche und doch kräftige Strich! Aber es bedarf seiner, wer ein Künstler, ein wahrhaft Könnender sein will auf irgend einem Gebiete, auch auf solchen, bei denen man gar nicht von Kunst zu sprechen pflegt, sondern nur von Amt oder Praxis oder Dienst oder Arbeit.

Einwirkung auf das Seelenleben.

Auf das innerste Seelenleben anderer unmittelbar einzuwirken, dieses Vermögen ist nur einer kleinen Minderzahl der Menschen beschieden. Gewiß nur solchen, die selbst ein reiches und starkes Seelenleben haben, aber auch denen keineswegs insgesamt. Keinem dürfte diese Gabe fehlen, der zum Erzieher berufen sein will.

*Berührung mit der Jugend.

Man könnte meinen, daß die älteren Menschen in der Berührung mit der Jugend oder noch mehr mit dem kindlichen Alter sich um so viel älter vorkommen müßten, daß da die ganze Kluft der Lebensalter fühlbar werde. Und das Gegenteil ist wirklich. Denn man tritt da in den Zauberbann der jüngeren Seelen und wird auf einen Augenblick erlöst von dem Gefühl der Jahre. Ja, man findet es nicht einmal unerträglich, daß es mit dem Leben bald zu Ende sein soll, weil so frische, volle Jugend da ist, der die Welt gehört, die wir nun schon verwirkt haben. Darum wird es auch den Vätern leichter zu sterben als den Familienlosen, die das Altwerden mit einer Art von Bitterkeit erfüllt, von welcher jene frei zu bleiben pflegen.

Der Menschenkenner.

Unter einem Menschenkenner versteht man im allgemeinen denjenigen, der hinter die Schliche der Menschen gekommen ist, der ihre versteckteren Motive durchschauen gelernt hat, die Beimischung des Selbstischen allenthalben hindurchmerkt, dem die heimliche Berechnung, die kleinen Heucheleien, alle die schwachen Seiten der Menschen bekannt sind.







Aber es giebt noch eine andere Menschenkenntnis, die auch das den menschlichen Seelen verbliebene Reine als solches erkennt und würdigt, die das natürliche Werden und Gewordensein vor Augen hat, die unterscheidet und jedem sein Recht läßt. Jene Menschenkenntnis macht wohl selbstzufrieden und oft selbstgefällig, aber diese macht wirklich überlegen und damit auch glücklicher. — Der letzteren bedarf auch, wer erziehen will; wer auf die erstere zu bauen gedenkt, verdirbt sein eigen Werk.

Aufgaben und Kräfte.

Im Laufe des Lebens lernt man immer mehr erkennen, wie weit die Menschen im ganzen unter der Höhe ihrer eigentlichen Aufgaben bleiben, und während die letzteren aufrecht erhalten werden müssen, sinkt natürlich die Schätzung der ersteren. Der Erzieher der Jugend aber, der das in Wahrheit ist, erkennt im Laufe der Zeit — wenn er viele Generationen von Zöglingen ausgebildet hat — immer deutlicher, wie natürlich die Verfehlungen derselben sind, wie sie nur dem Maße ihrer Kraft und Reife entsprechen, und während er seine Anforderungen in der Stille ermäßigt, steigt bei ihm die Schätzung der jugendlichen Personen, die er zum Beginn seiner Laufbahn so voll des Tadelnswürdigen fand.





*Der künftige Feind.

Die Erziehung kann dem Leben doch nur so viel geben, wie der Exercierplatz dem Kriege. Man wirft mit Sturm- und Siegesruf einstweilen Feinde zurück, die erst später in wirklicher Lebendigkeit hervorbrechen.

Ich-Naturen.

Es giebt Naturen mit stark entwickeltem Ich, die darum doch nicht als Egoisten zu bezeichnen, sondern gelegentlich größter Hingebung fähig sind, bei denen sich aber eine so große Empfindlichkeit des Herzenslebens und eine so zärtliche Pflege dieses eigenen Herzenslebens findet, daß sie ihr Innerstes alle Augenblicke in einer gewissen Spannung zur umgebenden Welt fühlen. Diese werden niemals reif, um Erzieher sein zu können, selbst da nicht, wo die Natur sie zur Erzieherrolle berufen hat.

Berechtigte Parteilichkeit.

Unter den öffentlichen Lehrern ist es eine gemeine Klage, daß die Eltern für ihre eigenen Kinder zu leicht Partei nehmen, sie zu günstig oder zu schonend beurteilen. Und manche spöttische Bemerkung wird dieser Zärtlichkeit gewidmet. Aber doch ist es



nur natürlich und gut, daß die Eltern sich recht voll in die Seelen ihrer Kinder versetzen und von da aus die Vorgänge deutlicher als andere verstehen wollen, und man sollte das, wenn auch kühle Objektivität dabei verletzt wird, nicht mißgönnen. Denn es ist das Glück der Kinder und soll es bleiben, daß jemand allezeit bereit ist, sich in ihre Seele zu versetzen. Wem das vom Schicksal vorenthalten ist, dem fehlt des Kindesalters bester Sonnenschein.

Erziehung als Kunst.

„Unserer modernen Erziehungskünstler" wird gegenwärtig zuweilen in guten Büchern oder in schlechten Gesprächen mit Ironie Erwähnung gethan. Daß man auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts heute weiser und geschickter sein wolle als vordem, daß man aber den guten natürlichen Weg verloren habe gegenüber einem zweifelhaften oder verworrenen, das ist ja wohl der Sinn jener Spötterei. Wahrscheinlich liegt solcher Auffassung eine sehr ungenügende, beschränkte Sachanschauung zu Grunde, vielleicht auch nur Voreingenommenheit und Verstimmung. Doch sei die Wirklichkeit wie sie wolle, gewiß ist, daß das Erziehen — das öffentliche Erziehen vieler insbesondere — als eine Kunst aufgefaßt und angestrebt werden muß, und daß nur,



wenn der damit Betraute sich selbst gleich einem Künstler dazu ausbildet, sein Werk wohl gethan wird. Es ist nicht alles Kunst, was von „Künstlern" getrieben wird. Aber manches darf Kunst heißen, was nach herrschender Anschauung mit diesem stolzen Namen gar nichts zu thun hat. Kunst bedeutete ursprünglich nichts als Können, und späterhin das persönlich eigenste, empfindend schaffende, schöne Können. Man dürfte von der Kunst des Gärtners reden, der organisches Leben zu beobachten und, je nach Wahrnehmung und Empfindung eingreifend, schönes Leben hervorzurufen oder zu fördern hat. Und mit dem Erzieher der Menschen wäre es ja wohl etwas Ähnliches.

Bedürfnis der Begeisterung.

Die wertvollste Eigenschaft der eben erwachsenen Jugend ist ihre Fähigkeit zur Begeisterung, ja ihr Bedürfnis, sich zu begeistern. Daß dasselbe auf wahrhaft begeisterungswürdige Gegenstände gelenkt und an ihnen geläutert und weiter genährt werde, ist wichtige Aufgabe der geistigen Erziehung. Wird das versäumt, so erlischt jenes Bedürfnis darum nicht, aber es heftet sich an rein äußerlich imponierende und innerlich geringwertige Dinge, an denen es geradezu einfältig erscheint.

Große Namen und großes Ringen.

Von großen Menschen soll man der Jugend nicht bloß abstrakt pathetisch reden, das giebt nicht die rechten, fruchtbaren Eindrücke. Soviel es möglich ist, soll ihr ein Einblick gegeben werden auch in das persönliche Ringen der großen Männer, natürlich nicht bloß der Staatsmänner und Krieger, sondern auch der Entdecker. Wie groß und gewaltig sie alle gearbeitet haben, ihr Leben lang! Wie sie viel tausend Schritte haben machen müssen, um auf ihre Höhe zu kommen, da auch ihnen nicht Siebenmeilenstiefel in die Wiege gelegt waren! Das zu erfahren, giebt wertvollere Anregung, als die vornehm zusammenfassende Phrase leisten kann.

Verschiedener Lohn.

Dem Lehrer wird kein Lorbeerkranz gereicht, und kein Heiligenschein webt sich um sein Haupt; weder übertragen in Andacht verzückte Zuhörerinnen die Inbrunst ihrer Seelen auf seine Person, noch jauchzt ihm ein in Kunstgenuß zerfließendes Publikum Beifall zu. Aber er kann das gut entbehren, wenn er der stillen, reinen Anhänglichkeit jugendlicher Seelen sicher wird, die tiefer gegründet und fruchtbarer und in allem wertvoller ist, als jene gefähr-





lichen Huldigungen. Auch um sein Haupt schwebt dann in der Erinnerung vieler ein schönes Licht.

Reinheit unter den Reinen.

Wir vermögen nicht, oder doch nur sehr schwerlich, in dem mannigfachen Kampf des Lebens, in dem reibenden Verkehr der Erwachsenen miteinander, uns so rein, so echt zu bewahren, wie wir möchten oder sollten; um uns und in uns wirken da zu starke, schädigende Mächte. Aber in unseren Beziehungen zu der Jugend, zu dem Kindesalter insbesondere, das selbst noch wesentlich rein und klar und durchsichtig ist, können auch wir uns recht wohl klar und rein bewahren. Vor den jungen Seelen soll keine Beugung unter die Tyrannei der Lüge, keine Unechtheit des Wortes, keine berechnende Überlistung stattfinden, nicht all der geheime Krieg, der das Leben der Ausgereiften durchzieht. Wir vermögen ihnen wirklich die Götter zu sein, als die wir von ihnen empfunden werden. Und die Kinder ihrerseits können uns Engel sein auch darin, daß sie uns zur eigenen Läuterung verhelfen, daß wir um ihretwillen etwas himmlischer werden.





Jungfräulichkeit.

Man gewahrt es mit Freuden, wenn hie und da ein Mann bei voller Reife des Wesens ein wenig von der Kinderseele sich bewahrt hat, oder wenn einem Greise das feurige Fühlen des Jünglings nicht verlorengegangen ist. Aber schöner als beides ist es, ein Weib zu sehen, das als Gattin und Mutter sich die holde Jungfräulichkeit der Seele bewahrt hat, das keusche Verschließen des inneren Herzenslebens vor dem ungeweihten Blick der Welt, den reinen Aufblick der Seele zu dem Hohen und Heiligen, das zarte Bangen vor der Berührung des Gemeinen und Frivolen.

*Undurchdringliche Wände.

Irgendwo giebt es im Innern des Menschen, das so zugänglich scheint und so flüssig und so gestaltungsfähig, irgendwo giebt es darin starre Wände, durch die nichts hindurchdringt, kein guter Rat, keine vernünftige Vorstellung, nicht einmal der gesunde Menschenverstand oder das natürliche Menschengefühl. Wo man gleich unter der Oberfläche auf solche Wände stößt, da spricht man von Idioten oder dergleichen. Aber irgendwo, es muß wiederholt werden,




finden sie sich fast in jedem — mit einigen wenigen schönen, edlen Ausnahmen.

*Wert des Spiegels.

Man muß den Spiegel nicht immer bloß als Diener der Eitelkeit hinstellen, wie es üblich ist; er hat doch auch seine wertvolle Bedeutung, er hilft überwachen und korrigieren. Wie schlecht würde unser Nächster uns oft gefallen, wenn er nicht seinen treuen Spiegel besäße! Und wie würde es erst sein, wenn es nicht den Spiegel der sittlichen Welt gäbe, den die gesamte menschliche Umgebung jedes Einzelnen für ihn bildet! Denn wir werden vielleicht nur in geringerem Grade auf die Dauer durch unsere eigene Kraft gehalten, und zu einem sehr wesentlichen Teile durch das Bild, welches die umgebende Welt von uns besitzt und uns zurückwirft. Das ist kein Ruhm für die sittliche Stärke der Menschen; aber warum rühmen wollen, was nicht zu rühmen ist? Genug, wenn wir wenigstens in der Gemeinschaft etwas taugen und uns wirklich halten lassen von dem, was Halt geben kann.





* Durchlässiges Innere.

Ein schlechtes Gedächtnis vergleicht man einem Siebe, und es macht die Verzweiflung derjenigen aus, die es mit Kenntnissen füllen sollen. Wenn es nur das Gedächtnis wäre, das dem Siebe gliche! Aber auch Herz und Willen haben bei vielen Menschen die gleiche löcherige Natur. Wenn im frühen Alter die Einwirkung des engsten und natürlichsten Lebenskreises nicht einen wirklichen Boden in das Innere zu senken gewußt, sondern nur unzusammenhängende, schmale, sich kreuzende Normen hineingelegt, nur ein lockeres Geflecht geschaffen hat, dann müht spätere Erziehung sich vergeblich, ihre gute Lehre hineinzugießen, damit sie drinnen fest werde.

* Kurzer Flug.

Nur wenige Vögel giebt es, die niemals fliegen, und nur wenige Menschennaturen sind so durchaus spießbürgerlich, daß sie nicht auch einmal den Flug höherer Empfindungen — der Liebe, der Begeisterung — kennen lernten. Aber bei manchen geht dieser Flug nur wie bei den Hühnern oder Gänsen über den nächsten Zaun oder in mäßiger Höhe über die Erde hin, worauf sie alsbald wieder auf dem gemeinen Erdboden ankommen und da



herumtreten oder watscheln, wie es ihrer Natur entspricht.

*Mit den Wölfen.

Man muß mit den Wölfen heulen, oder man darf es wenigstens, wofern man wirklich unter Wölfen ist, die, wenn sie merkten, daß sie ein fremdes, zarteres Geschöpf unter sich hätten, über dasselbe herfallen und ihm den Garaus machen würden. Aber das Recht dieses Mitheulens wird von den Leuten auf eigene Hand sehr erweitert. Muß man wirklich auch mit den Raben krächzen, mit den Hühnern gackern und mit den Nattern zischen? muß man in der Herde aufgehn, mit den Flachen flach sein und mit den Gemeinen das Gemeine thun? Und dann noch ein Anderes. Die meisten berufen sich nur auf das Recht, mit den Wölfen zu heulen, um dann mit ihnen auch gleich Lämmer zu fressen.

*Nach oben und nach unten.

Daß die nach oben Kriechenden nach unten hochfahrend und schroff sind, wird oft als besonders abstoßend angesehen. Es ist aber im Grunde nur natürlich. Diese Naturen sehen gewissermaßen die Leiter des Rangunterschiedes in einem sehr steilen



Winkel aufgerichtet, während die entgegengesetzten die gleiche Leiter in glimpflicher Neigung über dem Boden erblicken. Also nur Verschiedenheit der Anschauung, der inneren Augen — freilich derjenigen Augen, in denen wirklich das Herz liegt.

* Kalte Nähe.

Das menschliche Auge hat unter andern geheimnisvollen Fähigkeiten auch die, sein nahes Gegenüber so anzublicken, daß zwischen ihnen gleichsam tausend Meilen Entfernung liegen. Es empfängt von innen her den Charakter eines Fernrohrs, das, wenn umgekehrt, die nahen Gegenstände in endlose Ferne rückt.

* Der Stolz der Kleinen.

Wie stolz sind Kinder, wenn sie gewahren, daß sie aus einer Höhe von zwei Treppenstufen auf den Boden springen können! wie zufrieden und geringschätzig blicken sie auf das jüngere Geschwister, das nur eine Stufe bewältigt! Auch unter den Erwachsenen sind diejenigen besonders mit sich zufrieden, die ein wenig höher gekommen sind als ihre Umgebung, die zwei Treppenstufen nehmen statt einer







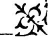
einzigen, während die, welche zu wirklichen Höhen des Könnens emporgedrungen sind, nicht mehr so wohlfeil ihr inneres Glück gewinnen.

*Zweierlei Illusion.

Eigentlich ist das Pferd bestimmt, den Wagen zu ziehen und womöglich den Mann dazu, der im Wagen sitzt. Der kleine Knabe aber, dem man Pferd und Wagen als Spielzeug schenkt, spannt sich selbst vor das Ganze und ist glückselig, wie nun alles vorwärts geht. Mir kommt vor, als ob die Erwachsenen es zuweilen nicht anders machten. Zum Beispiel, wenn sie an das, was ihnen Ausruhen und Erholung bedeuten soll, ein doppeltes Maß von Mühe und Entbehrung wenden, was bekanntlich alle Tage so geschieht. Und sie sind dabei gegen jenen Knaben sehr im Nachteil, der in der That die besten Quellen des Behagens hat, nämlich die Bethätigung seiner Kraft und die Ahnung künftiger Leistung.

*Kleine Verschiebung.

„Bete und arbeite" ist ein sehr alter Spruch, und er muß sich auch einmal eine kleine Variation gefallen lassen. Eine solche ist es ja wohl, wenn



etliche Damen wesentlich mit Gebetbuch und Modezeitung abwechseln, wobei denn das Studium der letzteren immerhin insoweit der Arbeit gleicht, als sie allezeit ihr bestes Sinnen und den Ernst ihres Herzens daran wenden, und als es ihnen zum Lebensberuf wird, zu erscheinen.

Sie reichen damit freilich nicht ganz an die von Schiller gekennzeichneten „edlen Naturen", die da „zahlen mit dem, was sie sind", aber sie unterscheiden sich wenigstens von den „gemeinen Naturen", welche „zahlen mit dem, was sie thun".

Bedenkliche Scheidung.

Man weiß von einem kriegslustigen kleinen Fürsten des Mittelalters, der sich zum Wahlspruch erkoren hatte: Gottes Freund, und aller Welt Feind! Wie er das meinte, mag dahingestellt sein, doch wir alle haben wohl das Gefühl, daß etwas weniger Trotz gegen alle Welt keine üble Bürgschaft für die Echtheit der Gottesfreundschaft sein würde. Heute schreibt niemand mehr einen solchen Spruch in sein Wappen. Aber es giebt noch heute Leute von vornehmer Geburt, welche die Kühle ihres Standes gegen die gesamte minderwertige Gesellschaft zu verbinden wissen mit einer besonders warmen Frömmigkeit. Es



ist, als ob sie sich in der Demut vor dem Unendlichen so besonders übten, um allem Endlichen gegenüber nichts der Demut Ähnliches vonnöten zu haben.

*Das Übersinnliche.

Wessen Gedanken sehr viel auf das Übersinnliche gehen, der ist immer in Gefahr, das „Übersinnliche" in Wirklichkeit mit seinen Sinnen anzusehen. Daß wir über deren Reich uns so ganz erheben könnten, ist minder wahrscheinlich, als daß wir unmerklich das Jenseitige in unsern Sinnenbereich herabziehen. Die menschliche Seele kann den Himmel nur in gewissen Stunden mit dem Fittich streifen, aber nicht darin gleichsam schon zur Miete wohnen — oder es ist dann eben der wirkliche Himmel nicht.

*Unzulänglicher Maßstab.

Das Ferne fern genug zu schätzen und das Große groß genug, vermögen bekanntlich Kinder und Unerfahrene nicht. Auf dem Gebiete des Geistlichen ist es erst recht so. Die Unmündigen — und das sind hier bei weitem die meisten — operieren mit dem Begriff des Unendlichen und Ewigen wie Kinder mit



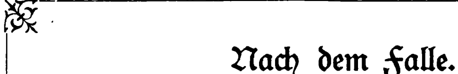


dem Monde, den sie als mäßige Scheibe über den Bäumen sehen und, wenn sie ihn nicht geradezu mit den Händchen greifen wollen, doch wenigstens von den Erwachsenen herunter geholt haben möchten.

Ohne Milde.

Ein Weib ohne Milde ist gewissermaßen immer eine Mißbildung der Natur. Doch wird uns das Herz ja nicht ganz von der Natur gegeben. Wir haben es zu einem guten Teil uns selbst zu bilden. Die milden Regungen sind kaum einem versagt; sie können wohl durch furchtbare Härte des Geschicks erstickt werden; aber wie oft läßt man sie leichtfertig überwuchern von all den gemeinen Stimmungen, die in der Seele aufgehn wollen! Und so treten sie uns zu Hunderten entgegen, die Frauen mit engem, trockenem Gemüte, immer starrer, herber, männischer geworden im Laufe der Jahre. Vermag das Weib seine Frauenunschuld durch viel Versuchung hindurch zu bewahren, und hält es nicht für ebenso wert und ebenso selbstverständlich, daß es sein weiblich Herz hindurchrette, nämlich die stete Güte, zu der der Himmel es bestimmte?



Nach dem Falle.

Wenn edelgeartete Naturen der Sünde erlegen sind, so werden sie traurig und milde; die gemeinen aber neigen dann zur Verhöhnung menschlicher Tugendkraft.

Die Miene des Heuchlers.

Wenn ein für brav gehaltener, weil sich brav gebärdender Mensch plötzlich als schlecht erkannt wird, so ist alle Welt über die Tiefe der geübten Heuchelei entrüstet. Daß unter solchen Mienen und Reden solche Verderbtheit stecken konnte! Aber man kann auch dem zweifellos Gefallenen oder Gesunkenen noch unrecht thun, und thut es hier oft. Meist ist es wohl so, daß einst die brave Miene, der treue Blick, der ehrliche Ton bei ihm echt waren, und daß diese Dinge in ihrer Art weiter spielten, während in der Seele allmählich jene schlimme Veränderung vorging. Heuchelei ist selten so bewußt, wie sie scheinen mag; sie ist vielfach der Kontrast zwischen einer im Flusse erstarrten Außenseite und einem verwandelten Innern.



*Haushalt des Gefühls.

Ich beobachtete oft, daß diejenigen, welche nach Beruf oder Gewöhnung beständig ein reiches und weiches Gefühl zum Ausdruck bringen, dann, wenn einmal ein großer Vorgang wahrhaft großes Mitgefühl fordert, nur höchstens ein gewöhnliches Maß von Empfindung zur Verfügung haben und damit matt und leer erscheinen. Man kann offenbar sein Gefühl auch in kleiner Münze verausgaben.

*Der Duft der Küche.

Ich fand zuweilen, daß diejenigen am meisten über das leidige Walten materieller Bestrebungen, das Vorwiegen trivialer Gewinnsucht in unserer Zeit schalten, die für ihre Person die gesamte materielle Daseinsfrage bei Zeiten mit Glück und Klugheit ein für allemal zur Ruhe gebracht hatten, z. B. durch eine reiche Heirat oder auf ähnlichem summarischen Wege. Es bestätigt sich eben immer wieder, wie der Sattgegessene nicht gern an einer brodelnden Küche vorübergeht.

*Thörichte Rechnung.

In meiner Jugend hörte ich eine scherzhafte Geschichte von einem Besenbinder, der seine Besen zu vier Kreuzern das Stück an den Hausthüren feil-

bot und der sparsamen Hausfrau versicherte, daß sie ihn selbst je vier und einen halben Kreuzer zu stehen kämen. „Aber wie könnt Ihr in diesem Falle von Eurem Handel leben?" „Ja," erwiderte der Besenbinder, „die Masse muß es eben bringen." Diese Antwort fiel mir später oft ein, wenn ich einen schlechten Prediger hörte, der immer neu anhub und gar niemals fertig werden wollte, obwohl er, was von Andacht und Glaubensbereitschaft durch die Stille und den Kirchenraum und das Orgelspiel und den Gesang in den Herzen erweckt worden war, durch jede einzelne seiner Tiraden zerteilte und austrieb. Gleichwohl sagte ihm offenbar sein Gefühl: „Die Masse muß es eben bringen!" Und ihm war es Ernst mit seiner falschen Rechnung, während der Besenbinder doch nur eine Schelmerei getrieben hatte.

*Das Beispiel der Vettern.

In einem Lehrbuch der Naturgeschichte las ich jüngst, daß die Affen, wenn jung, nicht bloß possierlich, sondern auch von gutartigem, liebenswürdigem Wesen seien, aber mit zunehmenden Jahren häßlicher, daß sie mehr und mehr tückisch und boshaft würden. Sonach also kämen sie von der verhältnismäßigen Menschenähnlichkeit allmählich immer weiter ab. Das könnte tröstlich sein — wenn die



Menschen ihnen nicht bei diesem Abwärtssinken auch ihrerseits folgten! In der That, es nehmen ihrer viele eine ganz ähnliche Entwicklung, wie sie die Naturforscher bei unsern garstigen Vettern festgestellt haben.

Die Zerstreuten.

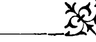
Mancher wird als „zerstreut" von seiner Umgebung verlacht, der doch nur den kleinen Dingen des Augenblicks nicht das Auge zuwendet, weil sein Wesen zu sehr konzentriert ist, um nicht „zerstreut" zu erscheinen.

* Königinnen.

Die Frauen — um auch einmal über sie neben guten Worten ein böses zu sagen — sind auch darin Königinnen der Schöpfung oder haben mit andern Königinnen und Königen das gemeinsam, daß sie — nicht die Wahrheit über sich selbst hören wollen.

* Gemeinschaft und Trennung.

Einige Ehen werden auf Gütergemeinschaft geschlossen und andere auf Gütertrennung. Es scheint, daß es die gleiche Verschiedenheit auch nach






einer andern Seite giebt. Zwar sind im Grunde alle Ehen auf Sorgengemeinschaft geschlossen, aber augenscheinlich giebt es auch viele mit Sorgentrennung. Oft genug — unendlich oft, das weiß alle Welt — bleibt der Kampf und der Ernst des gemeinsamen Daseins ganz dem armen Weibe, und der Mann schafft nur die Sorgen, die er mit tilgen sollte. Aber es schreitet auch manches Paar einher, bei dem auf den Augenlidern und dem Scheitel des Mannes unsichtbare Lasten liegen, Fragen und Angst und gespenstische Möglichkeiten, während der Blick der Dame leer umherschweift und ohne Zweifel nur Läppisches ihren Sinn bewegt.

Im Altenteil.

Nicht bloß Bauern treten, wenn sie zu Jahren gekommen, Besitz und Rechte freiwillig an ihre erwachsenen Kinder ab, um ein bescheidenes Dasein, mehr geduldet als geehrt, sich vorzubehalten. Auch in höheren Ständen trifft man Eltern, die zu Gunsten ihrer selbstbewußteren Kinder — nicht auf Besitz, aber auf Meinung und Leitung verzichten, die diesen so viel Liebe zeigen, daß ihre Liebe samt ihrer Person bei denselben keine Wertschätzung mehr findet, Eltern, die ihre Kinder bewundern, um von diesen verachtet



zu werden, die sich also fast schlimmer als jene bejahrten Bauern auf ein klägliches Altenteil setzen ließen.

Das Glück der Dekorierten.

Es ist in weiten Kreisen üblich, der Verleihung oder Erstrebung von Orden und ähnlichen Auszeichnungen, wie sie den höheren öffentlichen Stellungen zu teil werden, mit Ironie zu gedenken. Die Gabe erscheint so äußerlich, so geringwertig im Verhältnis zu der Bedeutung, welche ihr beigelegt wird; es scheinen recht kindliche Maßstäbe wieder zum Vorschein zu kommen bei denen, die doch von der Kinderstufe so weit entfernt sind; und das empfindet man als komisch. Und doch läge noch eine ganz abweichende Auffassung nicht ferne. In einem Teile des Lebens, oder auf einer Höhe desselben, wo neue eigentliche Güter von den meisten kaum mehr erworben oder auch genossen werden können, findet man einen gewissen Ersatz, einen Schein von neuen Werten in jenen äußerlichen Errungenschaften. Daß das die Entwicklung der Dinge im Menschenleben ist, mag mit weniger Recht komisch heißen als tragisch.





* Lebensreise.

Das menschliche Leben ist so oft mit einer Reise verglichen worden, die Aufsatzhefte fast aller Schüler oder Schülerinnen weisen diese Betrachtung auf. Wer dennoch den Vergleich reifen Leuten vorführen wollte, müßte sehr viel Geist haben oder sich auf einen Zug beschränken. Ich will das Letztere und sage nach meiner Erfahrung: das Leben ist eine mehr oder weniger verregnete Reise durch schöne Gegenden.

* Verbrauchter Vorrat.

Wie oft man sich ärgern mußte über die Mägde oder Knechte, die, in ihrer eigenen ärmlichen Lebenssphäre nicht an große Vorräte gewöhnt, nun auf dem Gutshof von dem unermeßlich scheinenden Haufen der Brennholzscheite in gedankenloser Verschwendung hinwegnahmen, wie viel sie nur verthun konnten! Eines Tages aber ging der Haufen sichtlich auf die Neige, und dann kam ein gewisses Besinnen und Haushalten, das aber nicht viel mehr helfen konnte und noch weniger ausgleichen. Die thörichten Dienstboten! Gleichwohl machen fast alle die andern es ziemlich ebenso mit einem Vorrat, der viel kostbarer ist als der Haufen Brennholz, und der unser eigenster Besitz ist, und der sich niemals neu





vor uns aufschichten wird, nämlich mit dem Vorrat an Lebenstagen.

*Äußerer Stillstand und innerer.

Die meisten älteren Herren sind, wenn sie auch mit ihrem Anzuge sich nicht durchaus gegen die wechselnde Mode sträuben, mit ihrer Haartracht, der Bartform und etwa auch dem Kragen und der Halsbinde einmal in einem bestimmten Augenblick des Modeverlaufs stehen geblieben, während sie in jungen Jahren auch in diesen Stücken sehr eifrig der herrschenden Strömung folgten; eines Tages aber oder vielmehr allmählich gewannen sie es nicht mehr über sich, in dieser Hinsicht sich weiter zu wandeln, und man kann nun an der Erscheinung ihres Kopfes erkennen, in welche Periode ihre guten Jugendjahre gefallen sind. Gegen diesen Stillstand haben wir sicherlich nichts einzuwenden; er mag sogar auf die Thatsache hindeuten, daß das Individuum mit der Zeit den Normen der Menge entwächst und sich nun ihr gegenüber in seiner Eigenart behauptet. Freilich kann man dabei auch daran denken, daß die Entwicklungsfähigkeit bei den meisten Menschen einmal zum Stillstand kommt, und ebenso die Fähigkeit, sich aus sich selbst herauszuversetzen, frisch und lebendig mit dem Ganzen zu empfinden, zu streben, zu träumen und zu schwärmen. Aber wohlgemerkt: nur





erinnern können jene äußerlichen Dinge an dieses Wesentliche, von welchem sie ihrerseits ja unendlich weit abliegen.

Schönheit und Idealismus.

Es giebt eine körperliche Schönheit, die nur in den Farben und dem frischen Schmelz der Jugend beruht und rasch zerrinnt, wenn die guten Jahre verstrichen sind. Und es giebt ihr gegenüber eine Schönheit, die in Bau und Linien, und dazu in Blick und Bewegung, womöglich im Zusammenstimmen von körperlicher Erscheinung und seelischem Gehalt beruht; und diese vermag die Jahre ganz zu überdauern. So giebt es einen Idealismus der Gesinnung oder Empfindungsweise, der nur ein Ausfluß jugendlicher Weltanschauung ist und mit den Erfahrungen und in dem Kampfe des Lebens rasch sich verflüchtigt. Der rechte Idealismus aber bewährt und vertieft sich erst in diesem Kampfe; er wird gleichsam im Feuer geglüht und leuchtet um so schöner, je mehr Dunkel ihn umgiebt.

Harmonische Persönlichkeiten.

Man trifft Personen, von denen man nach kurzem Verkehr das Gefühl erhält, daß man sie eigentlich schon längst kenne. Das sind vielleicht nur sehr



gewöhnliche Naturen, deren Ebenbild wirklich schon hundertmal unsere Wege kreuzte. Vielleicht auch besonders einfache und durchsichtige. Aber am vollsten und schönsten geben uns jenes Gefühl solche Persönlichkeiten, bei denen weder Eigenart noch Reichtum des Wesens fehlen, deren ganzes Sein und Thun aber eine schöne Harmonie empfinden läßt. Alle Fremdheit, die doch nur eine Art Unklarheit ist, wird durch das Wiederklingen dieser Harmonie in unserer Seele überwunden.

*Bild und Glück.

Das begünstigte und ausgebildete Auge des Malers sieht in allem Möglichen, was ihm entgegentritt, ein Bild, wo der Blick der unkünstlerischen Menschen überhaupt keinen Eindruck empfängt. Und so entnehmen die von Natur frohmütigen Menschen aus allem Möglichen ein Glück, was die Menge der übrigen mit leeren Augen und Herzen an sich vorüberziehen läßt.

*Augenkrankheiten.

Die Liebe ist blind, der Haß verblendet, der Neid sieht scheel und die Eifersucht erblickt tausendfach, was nicht vorhanden ist. Eine schöne Sammlung



von Augenkrankheiten des Herzens, von denen keine ophthalmologische Spezialistenkunst je den Menschen helfen wird! Und seltsam, die beste darunter ist offenbar die volle Blindheit. Denn sie greift die andern Organe nicht mit an, sie verdirbt nicht den ganzen Menschen, und sie läßt in seinem Inneren Licht sein, so daß der Blinde auf die gemeine Sehkraft ganz verzichtet.

*Tödliche Liebe.

Unverkennbar lieben die Jäger die Tierwelt, der sie doch heimlich nachstellen, in deren Reihen sie so oft als möglich den Tod senden. Eine eigentümliche Thatsache — aber was soll man daraus folgern? Zunächst wohl, daß es recht eigentümliche Arten von Liebe giebt, daß Liebe oft gar nichts anderes ist, als eine stille Nebenwirkung vertrauter Beschäftigung, erzielter Kenntnis und der Mühe darum. Auch, daß man mitunter in der Liebe zum andern eigentlich nur sich selbst liebt, sein Behagen, seine Freude, daß es tief unter dem Lieben die Liebhaberei giebt. Und endlich vielleicht auch dies, daß der Liebe in der Welt eben nur ein gewisser Spielraum gewährt ist, dem Tod aber ein unbedingtes Herrenrecht.





Die Probe.

Wenn die Weisheitssätze des großen Haufens nicht immer wieder bereitwillig aufgenommen und nachgesprochen würden, so hörte man es schwerlich so häufig sagen, daß Freunde in der Not das seltenste Ding seien. Aber wenn du wirklich üble Erfahrung gemacht hast, so fragt es sich: wer hieß dir denn Freund, und welche Grundlage eurer Freundschaft habt ihr denn gemeinsam gelegt? Diese eben wird in hundert Fällen ganz nichtig sein, und dann kehrt sich der üble Ausgang der Freundschaftsprobe gegen dein eigenes Wesen und Getreibe.

❦

Teilnahme.

König Amasis von Ägypten, der seinen Gastfreund Polykrates verläßt, um nicht mit ihm einem bösen Geschick zu verfallen, erwirbt nicht grade das Wohlgefallen der jungen Seelen, denen seine Geschichte zuerst bekannt wird. Er kennt nicht warme Anhänglichkeit, er hat ein ängstlich Herz, er ist augenscheinlich ein Philister. Und über seine abergläubischen Vorstellungen sind wir ganz und gar erhaben! Aber man kann doch auch in unserer Welt manches beobachten, was an des Amasis Empfindungsweise erinnert. Wen herbes Unglück traf, dem widmen



seine Freunde ihr treuliches Beileid. Trifft ein Schlag von ungewöhnlicher Schwere, so wird in der That auch ungewöhnlich volle und ausgebreitete Teilnahme fühlbar. Aber wenn die Furchtbarkeit des Geschickes die erträglichen Grenzen ganz übersteigt, so wird es den Bekannten unheimlich und unbequem, mit den Heimgesuchten in Beziehung zu stehen, und sie meiden in verlegener Kühle die Berührung. Die allerschwerste Schmerzenslast muß freundlos getragen werden.

Schlummernde Freundschaft.

Es ist weder ein Unglück noch ein Verrat, wenn eine Freundschaft zuweilen auf einige Zeit einschlummert, ja den meisten Freundschaften bekommt ein solcher zeitweiliger Schlummer recht gut, während warme Herzlichkeit nach der Natur der Dinge oder der Menschen ununterbrochen selten besteht, vielmehr leicht gelegentlichen Erschütterungen oder einem allmählichen Erkalten unterliegt. Aber wie der Schlummer die Lebenswärme erhöht und die Lebenskräfte erfrischt, so ist eine Freundschaft, die nur zeitweilig etwas einschlief, dann, wenn der rechte Augenblick kommt, gleich wieder wach und frisch, und die inneren Beziehungen von früher her leben leicht und kräftig wieder auf.



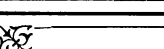


Aus den Augen, aus dem Sinn.

Wer ist schuld daran, wenn es zutrifft, daß „aus den Augen" auch „aus dem Sinne" sei? Nicht immer der, dem die nicht mehr geschaute Persönlichkeit nun aus dem Sinne schwindet. Oft bot sie eben dem inneren Sinn zu wenig, um darin weiter eine Stätte zu haben! Und es trifft denn auch wohl ganz das Gegenteil ein: manche Personen gewinnen nach der Trennung in unserem inneren Sinne immer schönere, liebere Gestalt; immer erwärmender wirkt ihre Erinnerungsnähe, immer treuer müssen wir sie da hegen. Solche bedeuten in ihrem Wesen mehr, als zu der Zeit fühlbar zu werden vermochte, da sie noch in unseren Augen waren.

Unauslöschlich.

Wenn ein Mensch, der einst gut war, sich zum Schlechteren gewandelt hat, dann ist das Gute von ehedem für das Urteil der Mitmenschen ganz hinweggenommen; nicht was er war, hat irgendwelche Geltung, sondern nur was er nun geworden ist, und die Erscheinung des Besseren an ihm war eben — nur Schein. Er selbst hat sein älteres Bild nun ausgetilgt. Aber es giebt gewiß ein höheres Urteil. Dort, wo es eine Zeit nicht giebt und wo-

hin keine Täuschung reichen könnte, dort oben wird alles, was einer von uns je gewesen und geworden ist, in einem einzigen Bilde geschaut werden. Da werden die reinen Züge und die hellen Farben nicht — wie für das Auge der Menschen — ausgelöscht durch das Häßlichere, das dann folgte; da erscheint alles und gilt alles, und oft mag das nun für die Welt zugedeckte Gute hell hindurchstrahlen durch das Böse, das sich darüberlegte.

Schätzung der Wohlthaten.

Menschen sollen Wohlthaten schätzen nach dem, was sie ihnen wert sind; Gott mag sie wägen nach dem, was sie den Spendenden gekostet haben.

* Überzeitliches.

Wenn die betagte Mutter von ihrem vierzigjährigen Sohne als „dem Jungen" spricht, so lächelt man geringschätzig und wohlwollend über diese verschiebende Betrachtung der Wirklichkeit, über dieses Stehengebliebensein der alten Augen und des alten Herzens. Aber es ist gar nicht wahr, daß die alte Dame deswegen in dem männlichen Sohne nur den Knaben von ehedem suche, den Knaben mit seinem unreifen Trotz und seiner stürmischen Zärt-



lichkeit. Es ist nicht wahr, oder braucht doch nicht wahr zu sein. Sie ist nicht blinder als die andern, die nur die Gegenwart schauen, sondern sehender. Sie vermag in derselben Person Vergangenes und Gegenwärtiges zu schauen, wie sie einst mit dem Gegenwärtigen Kommendes darin ahnte. Und ähnlich ergeht es ja alten Freunden, daß sie den einstigen und den jetzigen Menschen im Freunde nicht unterscheiden, daß das neue Bild das alte nicht verwischt und nicht zudeckt. Ähnlich auch wohl jenen (nicht ganz alltäglichen) alten Ehegatten, die nach langem Lebensbunde und viel zehrenden Tagen noch immer auch die ersehnte Braut, den edlen Bräutigam von ehemals in ihrem Partner zu empfinden vermögen. Und ist nicht, wer so zu schauen vermag, wem die Zeit nichts auseinanderreißt, wem Entwicklung nicht Ablösung bedeutet, ist der nicht der übermenschlichen und überzeitlichen, der göttlichen Sehkraft um so viel näher?

*Unter Nationen und Generationen.

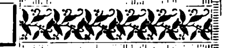
Es ist zweifellos ein Vorzug, in mehreren Ländern gelebt zu haben. Aber einen ähnlichen und vielleicht wertvolleren Vorzug genießt der, welcher an dem inneren Leben verschiedener Generationen teil genommen hat. Und dazu braucht man nicht



uralt zu sein. Man kann sehr wohl in jungen Jahren, zumal wenn man sie abseits von den Heerstraßen des modernen Lebens zubrachte, an damals betagten Personen durchaus die Anschauung der Gedanken- und Empfindungswelt einer nun sehr weit zurückliegenden Periode gewonnen haben. Im Grunde liegen doch die aufeinander folgenden Schichten der inneren Kulturentwicklung — so wie die geologischen Schichten an manchen Orten — deutlich genug nebeneinander zu Tage, und wer zu mehreren derselben lebendige Beziehung gewonnen hat, dem ist das ein Reichtum, wertvoller als mancher andere, den man schätzt. Wenn nach einem öfter angeführten Worte, wer eine fremde Sprache ganz kennt, damit gleichsam eine neue Seele zu der seinigen hinzugewinnt, so gilt das vom Kennen fremder Sprache in diesem Sinne noch mehr. Hier findet gleichsam eine Verlängerung des Lebens auf innerliche Weise statt.

Von der Staffelei zurück.

Wie der Maler von Zeit zu Zeit von der Staffelei zurücktritt, um sein Werk recht beschauen und beurteilen zu können, so bedürfen auch andere, die nicht Maler, nicht Künstler sind, zuweilen des Einhaltens in ihrer Arbeit und der Betrachtung des



Ergebnisses aus einer gewissen Ferne. Das geht denn freilich nicht in einigen Sekunden; um frei genug zu werden, um die rechte Entfernung und die rechte Ruhe zu gewinnen, bedarf es nicht zu knapper Zeit. Und wie wenigen ist doch eine derartige Unterbrechung wirklich gegönnt! Nur einmal werden die meisten frei, wenn es zu Ende ist, wenn auf das Lebenswerk als ein vielverschlungenes und wohl auch verworrenes Ganze mit dunkelnden Augen zurückgeblickt wird und der Farbenpinsel aus der Hand gelegt werden mußte.

*Nur Zuschauer.

Mit einer Art von Rührung beobachtete ich stets den Gesichtsausdruck eines Kindes, das zur Seite steht, während eine Schar anderer Kinder in lebendigem Spiel begriffen ist. Ihm selbst ist's nicht bewußt, wie es sich sehnt teilzunehmen, und noch weniger kommt die unedle Empfindung des Neides auf in dem reineren Kindesgemüt. Aber in seinen Augen zeigt sich, welcher Wunsch in der Tiefe seines Innern ruht, während von all den leuchtenden Blicken, den jauchzenden Zurufen der spielenden Schar ihm keiner gilt. Mit-Sein! diesen einfachen Ausdruck gebrauchen die jungen Spieler selbst, und er hat einen sehr vollen Sinn.



Manchem Erwachsenen ist ganz ähnlich zu Mute, wenn ihn sein Geschick an die Seite des Weges bannte, wo von den andern das große Spiel des vollen Lebens gespielt wird.

*Der Blick des Karrenhundes.

Ich fragte mich, woran der Blick des Karrenhundes mich eigentlich erinnere, der einen kurzen Augenblick am Wege ausruhen durfte und zu mir herüberschaute; denn ich kannte ihn, diesen Blick, obwohl nicht aus der Welt der Hunde. War es nicht der gleiche — ja, in der That der gleiche, mit dem eine gewisse Art von Beamten in die Welt schaut, von arbeitsamen und abgearbeiteten, dienstwachen und freudlosen, zuverlässigen und reizbaren Beamten, die ja auch einen Karren zu ziehen haben und noch einige andere Ähnlichkeiten der Situation aufweisen könnten, bei denen man am besten nicht verweilt!

*Verbannung und Ruhestand.

In einem bekannten Geschichtswerke ist trefflich geschildert, was die politischen Flüchtlinge im Lande der Verbannung mit einander zu reden pflegen, wie sie alle Tage darauf harren, daß ihre gute





Sache daheim siege, wie ihre eigene Bedeutung sich vor ihren Augen verschiebt, wie sie sich für unentbehrlich halten, während man ihrer doch mit aller Leichtigkeit und vielleicht mit viel Vorteil entbehrt. Einige Ähnlichkeit mit den Gedanken und Reden der Verbannten haben die der Pensionierten, derjenigen insbesondere, die zu dem Ruhestande gelangten vor der Erschöpfung ihrer Kraft und nicht nach dem Wunsche ihres Herzens. Immer wieder kehrt ihnen ihr eigenes Bild aus der Vergangenheit zurück mit der Bedeutung, die ihnen damals inne wohnte, und das der andern, die nicht tüchtiger waren als sie, aber von Glück und Gunst getragen und gehalten. Alles Kleine aus dem eigenen vergangenen Leben wird nun groß, da sich keine neuen Erlebnisse mehr vor die alten stellen, und eine gewisse Verachtung widmen sie dem, was nun noch neu in der Welt sich vollzieht, denn die Welt, in der sie keine Rolle mehr spielen, ist gewissermaßen leer und nichtig. Groß ist ihr Schicksal nicht, wie das der Verbannten, und es flammen nicht, wie bei jenen, große Empfindungen in ihnen auf, Hoffnung und Zorn, Haß und Verlangen und Verzweiflung. Es ist nur ein bürgerliches Schicksal, kein heroisches, aber vielleicht trüge das letztere sich leichter, weil man es stolzer tragen könnte.






*Vom Roß gestiegen.

Der Mann im „Ruhestand" ist gleich einem Reiter, der nach langem Pflichtritt nun vom Pferde abgestiegen ist, um den ebenen Rest seines Weges zu Fuße einherzuwandeln. So kann er denn stehen bleiben und die Welt in Muße beschauen, seine Faust ist des Zügels ledig und mit des Rosses Tücken hat sein Sinn nicht mehr zu rechnen. Aber zu Zeiten, etwa wenn ihm einer zu Pferde begegnet, muß er doch mit Wehmut seines eigenen Rosses und Rittes denken, wie beschwerlich der auch war, wieviel ihn das Roß auch warf und ärgerte, wie lahm ihm oft die Knochen davon waren. Und freilich, weil diese ein wenig lahm geworden sind auf die Dauer, darum ist nun auch das Wandeln auf dem ebenen Pfade keine rechte Freude mehr.

*Das Landgut des Geistes.

Die Zahl der Menschen ist nicht groß, die außer ihrer regelmäßigen Behausung noch über ein Sommerheim verfügen, ein Landhaus oder kleines Gut in der Stille, zum Wechsel, zum Ausruhen, zum Luftschöpfen, zur Neubelebung. Etwas größer schon ist die Anzahl derjenigen, die, an eine strenge Hauptarbeit dauernd gebunden, noch ein kleines,



liebes, eigenes Gebiet geistiger Beschäftigung für ihre guten Stunden sich erkoren haben, über das sie keine Rechnung zu legen brauchen, wo sie bescheidene Gartenblumen in der Stille hegen, wo sie eine freie Luft mit ruhiger Brust atmen, wo sie mit einem Worte für ihr inneres Leben das freundliche Landgut finden, das nicht mit Geldsummen erworben und erhalten zu werden braucht.

*Zwischen den Blättern.

Du hast es dein Leben lang mit Klage empfunden, daß du den Hauptteil deiner Kraft und deiner Zeit an Arbeit wenden mußtest, die dein Inneres nicht recht ergriff, deinen Geist nicht voll zu bewegen, deine Brust nicht auszufüllen vermochte. Und doch, es war wohl gut, daß du es so mußtest! Immer mit dem vollen Inneren beteiligt sein, mit ganzem Hirn und ganzem Herzen, das zerstört das Herz zu leicht und auch das Leben. Und die guten, freien, hohen Gedanken gedeihen am ersten als Blüten zwischen gemeinem Blätterwerk.



Grabmäler.

Ich suchte in einem fremden, schönen Lande auf dem Kirchhof das Grabmal des größten Mannes, den jene Gegend geboren und jene Erde wieder in sich aufgenommen hatte, und fand es nicht. Viele Denksteine ragten hervor und leuchteten weithin; aber sie trugen nicht Namen, die die Welt kennt. Das prächtigste Mal von allen, es gehörte einem kleinen, im ersten Lebensjahre gestorbenen Mädchen aus fernem Land am Meere. Doch man darf das nicht sehr tadeln; das Kind hinterließ wohl eine gar große Lücke, seine armen Eltern hatten nun wohl nichts mehr als ihre Millionen, und sie mußten es sich und aller Welt sichtbar machen, wie viel sie umsonst gehofft hatten. Aber der große und edle Mann, dessen Grabstein sich nicht finden lassen wollte, weil er doch zu unscheinbar war, hatte der Welt etwas Großes und Gutes geschenkt, und konnte nun still daraus scheiden und im Verborgenen ruhen.

*Kunst und Liebe.

Bei einem Musikfeste, wo Kenner und Könnende aus allerlei Ländern zusammenströmten und nach den schönen Aufführungen auch gute Reden gehalten wurden, war das schönste Wort das eines

edlen Künstlers aus Ungarn, der redete „von der der Kunst entstammenden großen Liebe, die überall vereinige und versöhne“. In der That eine herrliche Kraft der Kunst, Liebe zu erzeugen, Liebe zur Kunst nicht bloß und ihren großen Persönlichkeiten, Liebe als freudigen, reichen, empfänglichen, ausströmenden Zustand der Seele, daß die Herzen in der Begeisterung und dem Entzücken zusammenschmelzen, daß sie flüssiger werden, wie edles Metall in hoher Feuersglut! Schade, daß diese Kraft nicht wirklich zu triumphieren vermag über jene elementaren Mächte, die auch die Edlen einander entfremden, daß sie nicht neben den vornehmen Seelen auch die Menge bezwingen kann, und — daß sie doch auch bei den Jüngern der Kunst selber so häufig nicht obsiegt über den Neid und den Stolz und die niedere Leidenschaft und die falsche Begierde, über alles was verstimmt und veruneinigt. Aber genug, wenn das Wort vom Vereinigen und Versöhnen wenigstens ein Maß von Wahrheit und Geltung hat.

Lieben und Hassen.

Man könnte die Menschen einteilen in solche, die besser lieben können als hassen, oder besser hassen als lieben, oder die gleich gut zu hassen und zu lieben vermögen, oder weder zu hassen noch zu



lieben. Die erstgenannte Klasse stellt dann gleichsam die wirklich gute Gesellschaft dar, und die letzte das arme Spießbürgertum. Es giebt auch einige Menschen, die nur zu lieben vermögen und immer wieder zu lieben; diese sind wie Könige unter den Erdenkindern, von Gottes Gnade gesandt, und sie üben eine linde, unmerkliche Herrschaft. Aber sie bleiben eben allein auf ihrer Höhe, zu der aufzusteigen der ungeheuren Mehrzahl nicht beschieden ist.

Beseelung.

Es ist eine schöne Kraft der Liebe, daß das Körperliche der geliebten Persönlichkeit sich vor ihr und durch sie ganz verklärt, daß es zum Liebenswerten wird, obwohl es nur körperlich ist und nicht seelisch und von der Liebe, die seelisch ist, scheinbar nicht erreicht werden kann. Den Rohen freilich gilt das als thörichte Verirrung, was doch freundliche Wirkung einer wunderbaren Kraft ist.

Zärtlichkeit und Selbstsucht.

Wo die Zärtlichkeit der Glieder einer Familie gegeneinander gar zu groß und ihr Schmerz über einen Verlust gar zu weich ist, da verbürgt



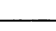
das keineswegs schon eine höhere Entwicklung des Herzenslebens, sondern oft nur eine Art von vertiefter Selbstliebe, die zu gesteigertem Zärtlichkeitsbedürfnis einerseits und andrerseits zu geringer Widerstandsfähigkeit der Seele gegen Leid und Einbuße führt.

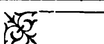
Dauer des Empfundenen.

Alles einmal wirklich und voll Empfundene ist gewissermaßen unvergänglich; auch nach dem Zwischenraum fast eines ganzen Menschenlebens ist es oder wird es wieder gegenwärtig, nicht bloß dem Gedächtnis, das auch Äußerlichstes festhält, sondern der Seele: es wird neu so klar und echt empfunden wie ehedem. Die Zeit, die Körper und Gedanken umgestaltet, bedeutet für dasselbe nichts. Hier ist eine Ahnung der Unsterblichkeit.

*Poesie der Vergangenheit.

Die Zustände, welche wir ohne Leid, aber auch ohne Glück durchlebt haben, werden in einer gewissen Entfernung uns doch Poesie; sie scheinen nun freundlich zu uns herüber. Weil es ein Stück von uns selbst ist, dieses vergangene Leben, lieben



wir es, und weil es nun ewig unerreichbar geworden ist, flößt es uns eine Art von Sehnsucht ein.

Zauber der Heimat.

Fürwahr, wir sind nicht freie Geister, sondern Söhne der Erde, und das Stück Erde, dem wir entstammen, behält eine Wunderkraft über unsere Seele. Sie zeigt sich nicht bloß in dem Weh, daran Kinder und einfache Menschen in der Fremde leiden. Wenn dein Geist sich weit über diese Stufe der Gebundenheit erhoben hat, wenn du fast ein ganzes Leben draußen zugebracht hast, wenn dir in der Heimat alle Blutsverwandte gestorben und alle Freunde geschwunden sind, wenn dort kein Angesicht dich mehr grüßt und kein Menschenherz von dir weiß, wenn du auch eine neue Heimat dir gewonnen hast, mit der dein Sinnen und Streben ganz verwachsen ist, in der viel Freundschaft dich umgiebt: kehre einmal wieder in das alte Land, höre die Kirchenuhr schlagen, sieh den Bach fließen und die Bäume im Winde wehen, stehe vor dem Hause, darin du aufwuchsest, und du möchtest dich niederlegen auf den Boden, möchtest von der teuren stummen Umgebung nicht mehr lassen; all dein Leben draußen erscheint dir wie ein wirrer Traum, aus dem du jetzt erwachest; hier nur wäre

deine wahre Statt, hier nur Friede; du möchtest hier sterben.

Heilige Worte.

Es ist eigentümlich, wie die heiligen Worte, die uns von Jugend auf vertraut und nun in der That vielfach zu vertraut geworden sind, zu alltäglich, zu sehr bloß Formel und Schall, wie sie neues Leben und neue Kraft gewinnen, wenn man sie in fremder Zunge vernimmt. Wohl gilt es, daß erst durch die Laute der Muttersprache das Gemüt in seinen Tiefen ergriffen werde; aber was ewig und für alle wahr ist, das übt auch in allen Sprachen seine Kraft, und in neuer Worthülle geht neue Lebenswirkung von ihm aus.

* Stärkste Freuden.

Ist es nur eine enthusiastische Einkleidung, das allbekannte Wort: veder Napoli e poi morir? nur eine packende Formel für den Eindruck des unübertrefflich Schönen? Nein, es giebt wirklich Freuden, mit denen zugleich die Empfindung aufwallt, daß es uns nun leichter sein werde, zu sterben. Das haben ja wohl auch die Dichter mehr als einmal zum Ausdruck gebracht; aber der nüchterne Prosaiker



muß es bestätigen. Hinzufügen muß er freilich auch, daß von all den glückbedürftigen Menschen nur ein geringer Bruchteil zu solchen Freuden gelangt, daß durchaus nicht an jedem Lebenswege ein Neapel liegt, das dem Herzen die jubelnde Empfindung des poi morir gäbe.

*Das gleiche Lebensgesetz.

Wie die Obstblüten vieltausendfach vom Nachtfrost ersterben, wie die halbreifen Früchte, vom Unwetter herabgeschleudert, zu Hunderten unter dem Baum liegen, wie allerwärts in der Natur so unzählig viel Keime des Schönen und Wertvollen der vorzeitigen Vernichtung in irgend einer ihrer vielen Gestalten anheimfallen, wie auch immerfort edel menschliches Leben und keimender Menschenwert den gleichen unbarmherzigen Mächten erliegt, da klagen wir und fragen und fühlen — die Macht der Ohnmacht in der irdischen Natur. Aber das gleiche Gesetz des fruchtlosen Zugrundegehens der meisten Lebenskeime waltet ja auch in der Sphäre des Schädlichen! Millionen verderblicher Bakterien aller Art zergehen in jedem Augenblick, um ganz zu schweigen von den Tausenden der von Menschen leichtsinnig weggeworfenen, noch glühenden Streichhölzer, die zünden könnten und nicht zünden, und auch von all den hingeworfenen bösen Worten, die







in den Herzen nicht zünden, und von allem andern, was dem Reiche des Ahriman angehört. Es ist das gleiche Lebensgesetz auf allen diesen Gebieten, das da heißt: aus viel Keimen wenig Entfaltung, viel Tod vor vollem Leben.

Träumen und Grübeln.

Den Glücklichen wie den Unglücklichen entrückt ihr Geschick leicht der umgebenden Wirklichkeit. Aber bei jenem ist es dann ein Träumen, bei diesem ein Grübeln. Ein Bleigewicht zieht den einen in die Tiefe nieder, wo leichte Wolken den andern emporheben.

Verscheuchen und Überwinden.

Wir lachen sehr überlegen, wenn wir als Kinder zum erstenmal die Geschichte vom Vogel Strauß hören, der vor der unentrinnbaren Verfolgung das Haupt im Sande birgt. Aber es ist nur die Minderzahl der Menschen, welche nicht nachher ebenso thut wie der geistlose Vogel. Nicht an das drohende Schlimme denken, die trüben Erwartungen verscheuchen, Zerstreuung der Gedanken suchen, so lange als es geht: das ist die Weisheit, die man einander predigt und möglichst befolgt. Aber das Bild der Sorge,



so vom hellen Auge weggescheucht, kehrt immer als Gespenst urplötzlich zurück, und hält die Seele in einer kläglichen Abhängigkeit. Nur wenige thun das Entgegengesetzte, nämlich der Gefahr oder Sorge so lange fest ins Angesicht zu sehen, bis sie der Seele ganz vertraut geworden ist. Wenn darüber Stunden unbefangenen Genusses verloren gehen, so wird diejenige Stärke gewonnen, welche allein Dauer behält, welche allein auch wirklich obsiegen kann über das Leid, wenn es kommt.

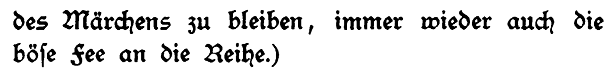
*Sprichwort und Erklärung.

Warum kommt ein Unglück selten allein? Weil das erste Unglück allerlei Geordnetes über den Haufen wirft, weil es als verwirrender Dämon in den Lebenskreis der Betroffenen tritt, und damit dem zweiten und dritten die Thür öffnet. Nebenbei freilich auch deshalb, weil des Unglücks so viel ist, weil so viele Möglichkeiten uns allezeit umschweben. Vielleicht übrigens könnte, wer Augen und Herz offen hätte, finden, daß sich auch das Glück nicht selten als eine Reihe guter Dinge darstellt, daß es oft in Gestalt guter Feen naht, von denen die eine nach der andern zur Thür herein grüßt und eine Gabe niederlegt. (Freilich kommt, um in dem Bilde





des Märchens zu bleiben, immer wieder auch die böse Fee an die Reihe.)



Die Wage.

Man kann an sich und anderen beobachten, daß die Seele gegenüber großen Schlägen des Schicksals mehr Halt zu bewähren pflegt als gegenüber den kleinen Reizungen, Ärgernissen und Verlusten. Es ist ganz so, wie wir bei Hautwunden am ehesten einen Schrei ausstoßen. Aber ein anderes Bild noch bietet sich dar. In jenen Momenten großen Leides muß eben das Gewicht der ganzen sittlichen Persönlichkeit gegen die Last des Schicksals in die Wagschale gelegt werden, und vermag dieselbe — wenn in der Stille echte Stärke sich entwickelt hat — wohl aufzuwiegen, während alle die niederfallenden kleinen Gewichte ein unbehagliches Schwanken der Wage bewirken.

Wollust im Schmerz.

Großer Schmerz ist nicht dasjenige, was die Seele eigentlich elend macht. Ihr bleibt da eine Art von Wollust, daß sie ganz hingegeben ist an die eine Empfindung, ganz mit sich selbst eins ist.





Sonntagsschmerzen.

Wie vielen menschlichen Schmerzen haben die Dichter aller Zeiten und Zungen Ausdruck geliehen! bald unmittelbar, wie sie die eigene Brust durchzogen, bald in ergreifender Darstellung an fremden Gestalten! Die ganze unselige Mannigfaltigkeit menschlicher Leiden ist doch wohl in ihren Werken erschöpft! Und doch sind das alles nur sozusagen die Sonntagsschmerzen des menschlichen Geschlechts, diejenigen, denen um ihrer klaren Größe oder reinen Tiefe willen noch etwas Festliches anhaftet. Die Wirklichkeit bietet neben diesen hundertfache Pein, die zu gemein und zu häßlich ist, um in das künstlerische Weltbild aufgenommen zu werden.

❦

Vergangenes Leid.

Es giebt vergangenes Leid, von dem mit Wahrheit gesagt werden kann, daß die Erinnerung daran nun angenehm sei. Es bedeutete nur Dunkel, dem das Licht um so freundlicher folgte, nur Prüfung, durch welche die Kraft gestählt wurde, nur Entbehrung, durch welche nachfolgender Genuß sich erhöhte. Aber es giebt andere Schmerzen des vergangenen Lebens, die zu Zeiten vergessen werden können, aber immer wieder aufleben mit der alten






Pein, „deren Wurm nicht stirbt und deren Feuer nicht auslischt", so lange das Leben dauert.

Neuer Verlust.

Wer viel verloren hat, mag doch zuletzt die Kraft zum Verschmerzen gefunden haben und eine Art von bescheidenem Frieden. Aber wenn ein neuer Verlust ihn befällt, dann wachen auch die Schmerzen um die früheren wieder auf, die Seele muß dann neu die Gesamtheit des Erlittenen durchkosten.

Rezept zum Frieden.

Wir alle hatten in der Kindheit einen Zeitpunkt, wo wir einen tiefen Schmerz darüber empfanden, daß wir nicht fliegen könnten, daß wir das nimmer vermögen sollten. Auch tröstete es uns dabei nicht, daß die anderen Menschenkinder es ebensowenig vermochten, konnten es doch die Vögel alle! Nach und nach aber fanden wir uns in diese Entbehrung. Wem nur später sein Geschick etwas vorenthält, was die andern besitzen, wem es eine schöne Kraft versagt, ein Gebiet des Glückes verschließt, das so vielen Mitgeschöpfen offen steht und dessen sie fröhlich genießen, der muß nur denken, daß das



wieder eine Art des Fliegens sei, und daß zu fliegen ihm nun einmal nicht verliehen sei, daß die andern eine andere Klasse von Wesen bilden, die eben fliegen können, daß er sich zu ihnen verhalte wie der wandelnde Mensch zum fliegenden Vogel. Und dann findet er an dem Lose eines solchen flügellosen Menschen wohl doch auch noch des Guten genug, wenn auch nur dies, daß er in seiner äußeren Beschränkung und Hemmung sein Innenleben um so besser ausgestalten könne.

Reichtum des Alters.

Die meisten Menschen fürchten sich vor dem Älterwerden deshalb, weil es ihnen nur ein allmähliches Verarmen ist, ein Ärmerwerden an Genußfähigkeit, an schönen Träumen, an reinem Wollen, an Glauben und Vertrauen. Aber die edlen Seelen gewinnen im Laufe ihres Lebens mehr als sie verlieren; selbstloser und damit freier wird ihr Empfinden, der seltnere Trank der Freude wird ihnen um so lauterer, und im Innern bergen sie als unverlierbaren Schatz ein goldenes Erinnern. Köstlich aber ist das Alter dessen, der in vielen Jahren viele Menschen gewonnen hat, die er nun lieben kann.

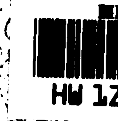


* Tagesneige.

Jeder hereinbrechende Abend hat im Grunde Ähnlichkeit mit der Lebensneige, mit dem großen Ende, der Auflösung. Natürlich kann diese Empfindung uns nicht kommen im Gesellschaftssaal oder Weinhaus, nicht in der gesamten „denaturierten“ Kultursphäre, aber draußen in der Natur, dem, der die Natur zu fühlen vermag. Man vergleicht ja alltäglich des Lebens Ende mit dem Abend des Tages, das Große mit dem Kleinen, und so erinnert eben auch das Kleine und Einfache an das Große und Gewichtige, wenn man dem Großen nicht fremd geblieben ist. Sinken des Lichts, letzte wärmere Beleuchtung, Schwinden der deutlichen Bilder, Ruhen der Hände, Zwielicht voller Geheimnisse, Stille weithin, Gefühl des Abschlusses, Vereinsamung, kältendes Anwehen der Luft — sind sie nicht allesamt ein Bild der größeren Tagesneige? Tausende haben's wohl gefühlt, und warum dürfte sich's der Einzelne nicht aussprechen?






HW 1Z

